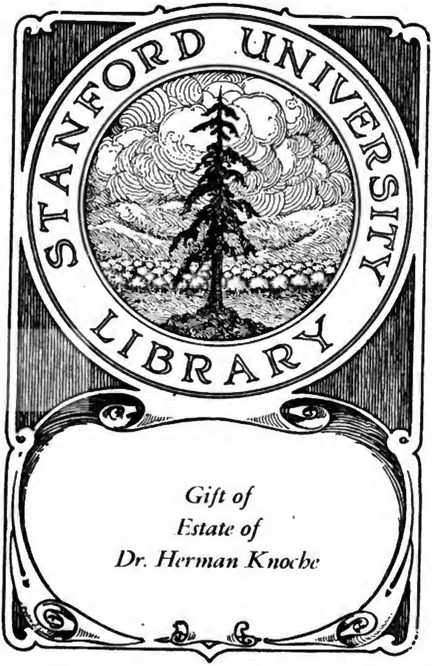
image
not
available


STANFORD UNIVERSITY
LIBRARY
Gift of
Estate of
Dr. Herman Knoche

Quer durch Süd-America

von

MORITZ SCHANZ.

Quer durch Süd-America.

Reise-Skizzen

AUS DEM JAHRE 1890

von

Moritz Schanz.

Rio Grande do Sul. Montevideo. Argentinien. Paraguay.
Anden-Uebergang. Chile.

HAMBURG

W. Mauke Söhne,
vormals Perthes, Besser & Mauke.
1891.

Inhalts-Verzeichniss.

Rio grande do Sul.

Die südlichste Provinz des Brasilianischen Reiches kennen zu lernen, bietet für einen in Brasilien ansessigen Deutschen ein doppeltes Interesse, da sie einerseits ein Hauptanziehungspunkt deutscher Einwanderung ist, andererseits als Grenzprovinz und mit ihr oft zugeschriebenen Separationsgelüsten in Brasilien selbst immer eine besondere Aufmerksamkeit gefunden hat; nachdem ich früher die anderen südlichen Provinzen Brasiliens bereist hatte, war mein Reiseziel diesmal, im September 1890, desshalb zunächst Rio grande do Sul.

Der Dampfer »Victoria«, dem brasilianischen Lloyd gehörig, sollte Rio de Janeiro um 12 Uhr Mittags verlassen und pünktlich war ich an Bord; der Ausgang des Steamers verzögerte sich jedoch auf höheren Befehl in letzter Stunde, da von den 1300 kürzlich mit dem Bremer Dampfer »Frankfurt« für Regierungsrechnung angekommenen Einwanderern, Schlesier, Polen und Deutschrussen, 120 auf der »Victoria« nach den Kolonien im Süden weitergesandt werden sollten. Die Gelegenheit zu sehen, wie die Einwanderer an Bord brasilianischer Schiffe behandelt werden würden, war mir sehr willkommen. Nachmittags 4 Uhr verliess der Dampfer seine Ankerbrücke an den Lloyd-Magazinen und ging quer über die Bai

hinüber nach der Blumeninsel, die in reizender, gesunder Umgebung, fern von der Stadt gelegen, seit einigen Jahren für den Einwanderer-Empfang eingerichtet ist; von hier werden die Neuankömmlinge, ohne mit der Stadt zu verkehren, per Bahn oder Schiff ihrem Bestimmungsort zugeführt. Die für uns bestimmten Leute mit ihrem Gepäck kamen in zwei grossen Leichtern bald langseits des Schiffes, wurden übergenommen und gezählt und dann unter dem Sonnensegel des im Uebrigen ungeschützten Hinterdecks untergebracht. Die »Victoria« ist ein sehr seetüchtiges, aber eins der kleinsten Boote des brasilianischen Lloyd, für Einwandererbeförderung absolut nicht eingerichtet und da das Schiff bereits ziemlich volle Fracht hatte, als die Immigranten visirt wurden, so war selbst im Laderaum nur wenig Platz frei für dieselben. Sie installirten sich also so gut sie konnten auf dem Hinterdeck und in den bedeckten Gängen auf Deck, sodass für die Passagiere erster Klasse während der ganzen Reise so gut wie kein Platz zum Promeniren auf Deck blieb. Capitain, Officiere und Mannschaft muss man mit uneingeschränktem Lobe nachsagen, dass sie thaten, was in ihrer Macht stand, um den Einwanderern die Fahrt zu erleichtern, aber ausser den bereits angedeuteten Platzmängeln stellten sich bald noch andere Uebelstände ein. Von den armen Einwanderern sprach noch Niemand portugiesisch, an Bord mit Ausnahme von mir Niemand deutsch, und der Mangel eines Dolmetschers, dessen Stelle ich auf dieser Reise gern übernahm, machte sich in der ersten Stunde fühlbar. Als die Leute ihre Lagerstellen bereiten wollten, waren ihre Betten, Matten und Decken mit dem anderen Gepäck zusammen im Raume weggestaut worden und für die kühle, feuchte Nacht doch so unentbehrlich; die Kinder hatten seit

Mittag keine Nahrung bekommen und wenigstens die Kleinsten verlangten nach etwas Milch. Ich trat meinen freiwilligen Dolmetscher-Dienst sofort an und fand bei der Schiffsbemannung willigstes Gehör. Ein Arzt an Bord wäre auch recht nöthig gewesen, denn die Leute waren nach vierwöchentlicher Reise von ihrer Heimath her theilweise angegriffen, Kinder in Folge ungewohnter Nahrung krank. Es war aber kein Arzt an Bord; »dieselben wären doch immer nur selbst seekrank und ausserdem lief man ja jeden Tag einen Hafen an, wo ein Arzt an Bord käme«, sagte man mir erklärend, und soweit er es verantworten zu können glaubte, medicinirte der Capitain aus seiner kleinen Schiffsapotheke. Zwei Kinder starben an Bord während der achttägigen Reise bis nach Porto Alegre.

Die Beköstigung der Immigranten ist gut und besteht in Kaffee des Morgens, genügend Fleisch oder Fisch zum Frühstück und zu Mittag, Thee des Abends, dazu reichlichen Schiffszwieback. Wenn man bedenkt, dass der Capitain für Beköstigung der Immigranten per Kopf und Tag nur 700 Reis bekommt, wird man zugeben, dass dafür verhältnissmässig viel geleistet wird. Es besteht bei den brasilianischen Passagierdampfern nämlich die Sitte — oder Unsitte, — dass die Beköstigung an Bord von der Compagnie mit dem Capitain contrahirt wird. Früher bekam der Capitain dafür die Hälfte des Passagierpreises und konnte doch gutes Essen und Trinken liefern; dann wurde der Satz auf ein Drittel des Passagepreises heruntergeschnitten und die meisten Capitaine sparten nun ihrerseits an Qualität und Quantität der Beköstigung, um sich schadlos zu halten. Heutigen Tags vergütet der brasilianische Lloyd seinen Capitainen für Beköstigung 2 $ 600 Reis für Passagiere,

1 $ 400 Reis für Officiere, 800 Reis für Mannschaften, 700 Reis für Immigranten per Kopf und Tag. Bei Passagieren und Officieren ist in dem Preis auch noch Lieferung von Tischwein à discretion mit einbegriffen, und Kaffee des Morgens, zwei warme Mahlzeiten zu je vier Gängen und Thee des Abends zu diesem Preise zu liefern, geht in der That nur auf Kosten der Qualität an. —

Da es Abend geworden war, ehe die Immigranten an Bord kamen und wir, auch wenn wir ausgegangen wären, am nächsten Abend nach Sonnenuntergang in Santos ankommend, dort doch nicht expedirt worden wären, so verliessen wir die sichere Bai Rio's erst am nächsten Morgen, leider bei bedecktem Wetter, das den Genuss der einzig schönen Hafeneinfahrt verkümmerte. Immer der Küste entlang fahrend, deren üppig bewaldete Berge ein wundervolles Panorama bieten, passirten wir gegen 10 Uhr Nachts den ruhigen Canal zwischen der Insel S. Sebastião und dem Festland und trafen am zweiten Tage morgens 6 Uhr in dichtem Nebel vor der Barre von Santos ein. Bei aufklärendem Wetter passiren wir die verfallene, aus der Portugiesenzeit stammende Festung am Eingang des schmalen Meeresarmes, der zur Stadt führt, erreichen Santos um 8 Uhr und bleiben löschend und ladend 1½ Tag hier liegen. Am dritten Tage fuhren wir bei anhaltend trübem Wetter und Gegenwind, mit einer Geschwindigkeit von nur neun Knoten weiter, sahen am vierten Tage in der Ferne San Francisco und Itajahy liegen, passirten gegen ½6 Uhr Abends die Inselfestung Santa Cruz am Eingang der die Insel Santa Catharina vom Festland trennenden Meerenge und ankerten gegen 7 Uhr vor der Stadt Desterro. Die Sonne war eben untergegangen und nach den veralteten büreaukratischen

Regeln Brasiliens bekamen wir deshalb keine Hafenvisite mehr, die Passagiere durften nicht an Land, die Nacht wurde total verloren.

Am fünften Tage Mittags gingen wir weiter, passirten ½2 Uhr an pittoresker, steiniger Inselfestung vorbei den nur 200 Meter breiten Südausgang der Meerenge und kamen in Regen und Gewitter hinein, die die armen Einwanderer von dem schlecht geschützten Hinterdeck in den dumpfen Laderaum hinab trieb, soweit dessen beschränkter Platz noch reichte; bislang hatten sie Männer, Frauen und Kinder durcheinander liegend, auch die Nächte auf Deck zugebracht. Um 7 Uhr Abends passirten wir Cap Santa Martha, den Orientirungspunkt für Küsten- und transatlantische Dampfer, bislang noch ohne den projectirten Leuchtthurm. Von hier geht der Cours mehr westwärts und das Küstengebirge fällt ab. Gegen 11 Uhr passiren wir Torres, oft genannt wegen des Projectes, diesen verhältnissmässig guten Hafen durch Eisenbahn mit Porto Alegre zu verbinden, um die gefährliche und oft zeitraubende Passirung der Barre von Rio grande zu umgehen, ein Project, gegen welches das eifersüchtige Rio grande bislang mit Erfolg intriguirt. — Am nächsten Tag erscheint im Westen nur noch der nackte, gelbe, niedrige Sandstrand Rio grande's, eine öde, lange Küste, später hin und wieder mit Wald (cappão) besetzt. Wehe dem Schiffe, das hier auf Strand kommt; nicht nur das Schiff ist verloren, sondern auch die Ladung und selbst das Leben der Schiffbrüchigen sind vor den berüchtigten Strandräubern dieser Gegend nicht sicher; menschliche Ansiedlungen sind weit und breit nicht zu finden.

Am Morgen des siebenten Tages fanden wir uns vor der vielbesprochenen Barre Rio grande's, vom

prachtvollsten Wetter begünstigt, nachdem wir wochenlang kaum Sonne und blauen Himmel zu Gesicht bekommen hatten. In leichten Wellen rollt das Meer die seichten Sandufer hinauf, hinter welchen wir in der Ferne den schlanken Leuchtthurm und den plumpen Signalthurm erblicken.

Die Einfahrt über die Sandbank der Barre wechselt ihre Lage, bald nördlich, bald südlich wird der Triebsand getrieben und verlegt dadurch den schiffbaren Canal; die Wasserhöhe ist nie sehr hoch, wechselt täglich und es kommt vor, dass Schiffe wochenlang wartend vor der Barre liegen müssen, ehe genügende Wasserhöhe ihnen die Passirung derselben gestattet. Es ist dies in der That ein höchst unerquicklicher Zustand der Dinge; vergeblich sind bislang alle Studien und Versuche geblieben, das Fahrwasser zu bessern und zu sichern, der Triebsand hat alle Calculationen zu Nichte gemacht. Das neueste Project mit einem System von Wellenbrechern, das auf Kosten der Centralregierung ausgeführt werden und 12 Millionen Milreis kosten soll, ist an eine französische Gesellschaft vergeben worden; vielfach wird der Erfolg auch dieses Planes angezweifelt, Andere halten die Durchführbarkeit des Projectes für gesichert und erachten die betonten Schwierigkeiten für übertrieben. —

Ein auf der ersten Bank dicht bei der Passage verankertes Boot signalisirt uns 14 Palmas Wassertiefe und da wir nur 9½ Fuss = 13 Palmas Tiefgang haben, können wir schlank über die erste, 12 Minuten weiter mit leichtem Schrammen auf dem Sand über die zweite Bank; wir waren glücklich über die Hauptschwierigkeit. Zwischen sich verengenden Sandufern fahren wir nun weiter, die links liegenden Dünen verdecken vorläufig noch die Stadt Rio grande.

Nach einer halben Stunde erreicht man den Leuchtthurm, wo ein Lootse an Bord kommt, um die schwierige weitere Führung des Schiffes in der Lagoa dos patos, dem Entensee, zu übernehmen, denn die Schwierigkeiten sind mit Passirung der Barre noch lange nicht zu Ende; der ganze grosse Binnensee, der den Zugang zu der Provinz Rio grande bildete, ist eine Reihe von Untiefen. Immer in Zickzacks fahrend, die kleine Stadt San José do Norte rechts liegen lassend, vorbei an einer vor Kurzem gestrandeten holländischen Galere, gelangt man in einer weiteren halben Stunde an den schönen Steinquai der reinlichen Stadt Rio grande do sul. Hôtel Brasil und Hôtel de Paris sind die beiden besseren Hôtels.

Rio grande ist eine Stadt von etwa 16000 Einwohnern, worunter nur circa 300 Deutsche, die aber den Grosshandel fast ausschliesslich beherrschen und eine Reihe bedeutender Firmen hier aufweisen. Das Hauptgeschäft besteht in Ausfuhr von getrockneten und gesalzenen Häuten (700—800 000 pr. Jahr) und von Dörrfleisch. Sodann werden verschiedene Producte der Colonien nach den übrigen Provinzen Brasiliens versandt. Das Einfuhrgeschäft fängt an sich wieder zu heben, nachdem es durch den starken von Montivideo aus betriebenen Schmuggel lange Zeit ganz darnieder lag. Die brasilianische Centralregierung hatte durch Einführung eines niedrigeren Special-Zolltarifs für die Provinz Rio grande dem Schmuggel Abbruch zu thun versucht; das war ein Zeichen der Schwäche und erreichte seinen Zweck doch nicht. Jetzt fängt man die Sache anders an: der Specialtarif wird gradatim aufgehoben, ein brasilianischer Bürger soll in Rio grande do Sul die gleichen Zölle bezahlen, wie am Amazonenstrom, dafür sorgt die Regierung aber ihrerseits für scharfe Grenzbewachung,

um dem Schmuggel möglichst zu steuern, und nach den in der letzten Zeit gemachten Erfahrungen ist gar nicht zu bezweifeln, dass der erwünschte Erfolg bei anhaltender Energie erreicht werden kann. Ob die Energie anhält, das ist freilich eine zweite Frage. Das so zahlreich in der Provinz Rio grande liegende Militair könnte sehr vortheilhaft zur Grenzüberwachung verwandt werden und dadurch eine nützliche Thätigkeit entwickeln, als wenn es in Porto alegre politisirt.—

Breite, gutgepflasterte, reinliche Strassen durchziehen die stille, leblose Stadt; die Hauptstrasse Dom Pedro, in der sich verschiedene stattliche Geschäftshäuser befinden, führt an einen schönen, öffentlichen Garten mit einer Freiheits-Säulenstatue; um den Platz herum liegen das Zollhaus, ein überflüssig eleganter Renaissance-Bau, die einfache Post und eine freundliche, reinlich gehaltene Markthalle nach dem Quai zu, vor dem grosse Baggerschiffe das Fahrwasser genügend tief zu halten versuchen. Noch weniger als von der Stadt ist von ihrer Umgebung zu sagen: eine weite, flache Sandwüste mit Pfützen stehenden Regenwassers, öder Camp, Sanddüne, bescheidenes Gras und Gestrüpp, nirgends ein Baum. Als »Sehenswürdigkeit« wurde uns der sogenannte »Park« aufgegeben, den man in halbstündiger Tram-Fahrt erreicht, ein verwilderter kleiner Garten am See, der sich eben nur dadurch auszeichnet, dass hier einige Bäume vorhanden sind, Eucalypten, Weiden und Kiefern, vereinzelte unscheinbare, zerzauste Palmen (Coqueiros), dieselben vier Baumarten, die auch in den wenigen Privatgärten vorherrschen. In der Nähe des Parque befindet sich das eiserne Wasserreservoir, aus dem der Stadt filtrirtes Regenwasser zugeführt wird, und von dem kleinen Aussichtsthürmchen über dem runden, von eisernen Säulen getragenen Reservoir aus kann

man die ganze Trostlosigkeit von Rio grande's Umgebung übersehen. Interessant war dagegen auf dem Rückweg der Besuch der grossen Spinnerei und Weberei von Rheingantz & Co., in ihrer Art die älteste und grösste von Brasilien überhaupt, ein Denkmal deutschen Unternehmungsgeistes. Im Jahre 1873 gegründet und fortwährend vergrössert, arbeitet sie als Commanditgesellschaft heute mit einem Capital von einer Million Milreis, beschäftigt in ihren hohen, gut gelüfteten Arbeitssälen, die ganz aus Eisen, Stein und Glas gebaut sind, 440 Arbeiter und bereitet ihre Fabrikate von den Rohproducten selbst an. Die Rohbaumwolle wird aus Pernambuco bezogen, im Etablissement selbst gesponnen und gefärbt und zu rohen und bunten, kräftigen Stoffen verarbeitet. Die Rohwolle liefern die Provinz Rio grande und Uruguay; in der Fabrik sortirt, gewaschen, gesponnen und gefärbt, wird sie zu Bettdecken, Militairtuch, Panchos und Kleiderstoffen verarbeitet. Die Webstühle und Spinnmaschinen sind englischen, Färberei- und Appretur-Maschinen deutschen Ursprungs; die Kohlen werden aus England importirt, da diese zwar 38 Milreis kosten, gegen 20 $ für die in der Provinz selbst bei Arrojo dos ratos erbauten Kohlen, dafür aber sehr viel weniger Asche geben. Die Dampfmaschinen repräsentiren 300 Pferdekräfte, die neueste, 1884 in Gegenwart der brasilianischen kronprinzlichen Familie eingeweiht, trug bis zur Revolution auf einer Metallplatte den Namen des Prinzen von Grão-Pará, des ältesten Sohnes der Kronprinzessin; als am 15. November 1889 in Rio de Janeiro die Revolution ausbrach, bethätigten die Arbeiter des hiesigen Etablissements ihren »Republicanismus« dadurch, dass sie die betreffende Platte herunterrissen, eine Heldenthat, die an den Vandalismus erinnerte, mit dem in Rio

de Janeiro am ersten Tag der Revolution in dem weit ausgedehnten prachtvollen eisernen Gitter um den S. Anna-Platz die kaiserliche Krone über dem sich alle zehn Schritte wiederholenden brasilianischen Wappen ausgestossen wurde. Brasilien hat wirklich keine Ursache, sich des letzten Trägers seiner Krone zu schämen; möchten seine jetzigen und kommenden Machthaber mit demselben ruhigen Gewissen, ehrlich immer das Beste des Landes erstrebt zu haben, auf ihre Regierung zurückblicken können, wie Dom Pedro II. auf die seinige, die ihm nach 49jähriger Thätigkeit mit der Verbannung gelohnt wurde; sehr gegen den Wunsch des allergrössten Theils der Brasilianer, wie man zugeben muss, aber es ist traurig genug, wenn ein ganzes Land von einer handvoll unzufriedenen Militairs und zweifelhafter Journalisten von heute zu morgen seine bewährte Regierungsform wechseln lässt, ohne auch nur einen Protest zu wagen. Man wird unwillkürlich bitter, wenn man daran zurückdenkt, doch ich will nicht über Politik, sondern über Rio grande schreiben. —

Das Volk hier macht physisch bereits einen kräftigeren Eindruck, als seine nördlichen, durch das heisse Klima erschlafften Landsleute; wenn es im Winter hier auch nicht zum Schneien kommt, so reift es doch häufig und hagelt öfters. Jung und Alt reitet hier zu Lande und auf die Ausstattung des Sattel- und Riemenzeuges wird ein besonderer Luxus verwandt, aus Silber oder feiner Imitation sind die Platten der Sattelkanten, die Röhrchen, in denen die Zügel laufen, die Steigbügel und die grossen Sporen; wie mit seinem Thiere verwachsen, sitzt der Reiter in seinem malerischen, zuweilen etwas grotesk gemustertem Poucho zu Pferde; eigenthümliche weite Pumphosen (bombachas), hohe Reitstiefel und ein breitkrämpiger

Schlapphut vervollständigen seinen Anzug. Die kräftigere Natur auch des »schwachen« Geschlechtes bestätigt sich in einem fast allgemeinen Anflug von Schnurbart, der zuweilen selbst unangenehme Proportionen annimmt.

Den Abend brachten wir in den weiten, hohen Räumlichkeiten des Clubs »Germania« zu, der seinen etwa 40 Mitgliedern eine sehr angenehme Geselligkeit bietet und zusammen mit Familienverkehr den Mangel aller anderen Zerstreuungen ersetzt.

Man hofft, dass bessere Tage und etwas mehr Leben für Rio grande kommen werden: Die beabsichtigten Arbeiten an der Barre bringen Geld hierher; der Importhandel verspricht sich zu heben; eine mit Municipalitätsunterstützung südlich der Stadt gegründete Seebadeanstalt in Mangueira sucht das seebadende Publikum, das bislang Torres und St. Catharina aufsucht, hierher zu ziehen.

Derselbe Steamer, der uns brachte, geht durch die Lagoa dos patos, Pelotas anlaufend, weiter bis nach Porto Alegre hinauf; um etwas vom Lande zu sehen, benutzen wir aber von Rio grande bis Pelotas die Bahn, die 1½ Stunden braucht. Der weite Kamp ist durch viele Banhados unterbrochen; stehende Wässer und Moräste auf festem Untergrund, nicht tiefer als ein Meter, und meist dicht bewachsen mit Schilfgräsern, die zur Herstellung von Matten benutzt werden. Störche, Flamingos, Wasserhühner und Enten beleben die Wässer; Rinder- und Pferdeheerden, hin und wieder kleine Schaftruppen den Kamp, der nur selten von einem Gehölz von Kiefern oder Figuéiren unterbrochen wird.

In der Ferne tauchen die Höhen der Serra de Pelotas auf und kurz vor der Stadt passirt man auf eiserner Drehbrücke den Rio Gonçalo, den Ausfluss

des Salzwasserbinnensees Lagoa Mirim. Von dem Flusse aufsteigend auf leicht gewelltem Terrain, mit dem Hintergrund der Serra und etwas mehr Vegetation als Rio grande repräsentirt sich Pelotas schon viel freundlicher; es ist Sonntag und Renntag und eine ganze Reihe eleganter Miethwagen erwarten am Bahnhof das zahlreich von Rio grande herübergekommene Publikum.

Durch schöne breite Strassen mit manch' geschmackvollem Gebäude, vorbei an schöner Markthalle und grossem Hauptplatz mit freundlichen Gartenanlagen fahren wir nach dem Hôtel Allianca, dem Besten, welches mir in ganz Brasilien vorgekommen ist, und nach gutem Frühstück hinaus nach dem eine halbe Stunde vor der Stadt neben der Rennbahn gelegenen »Parque Pelotense«. Diese schönen, ausgedehnten Park- und Gartenanlagen, für Wagen und Fussgänger, mit Restauration, Schaukeln, Wippen, Wurf- u. a. Spielen, gehören dem Fabrikanten des in ganz Brasilien vielverbreiteten Hustenheilmittels Peitoral de Cambará und sind dem Publikum immer geöffnet.

Auf der Rückfahrt wohnten wir den afrikanischen Gebräuchen eines Negerbegräbnisses bei. Auf freiem Felde vor der Stadt war der mit schwarzem Tuch überzogene Sarg aufgestellt und von einer Trauergesellschaft von etwa 60 Negern umgeben; in langsamen Rythmus umtanzten die Weiber lange Zeit den Sarg, mit Steinchen gefüllte Gieskannenbrausen schwingend, die den Tact dazu rasselten. Dann wurde der Sarg aufgehoben, von 6 Negern nach dem Friedhof getragen, von der ziemlich heiteren, laut plaudernden Trauergesellschaft mit afrikanischen Baumtrommeln und Fetischen gefolgt.

Pelotas Umgebung ist der Hauptsitz der grossen Schlachtereien, Harqueadas, die jährlich etwa 300,000 Rinder zu Dörrfleisch bearbeiten, und die Stadt gilt

für die reichste der Provinz; Vermögen von 300 bis 400 Contos (à 2000 Mark) sind nicht selten; im Häutegeschäft von Rio grande sind sogar solche von 4—5 Millionen Milreis gemacht, bei den schwankenden Conjuncturen des Artikels aber auch meistens wieder verloren worden.

Unter den 22,000 Einwohnern von Pelotas sind ungefähr 500 Deutsche, meist angesehene Handwerker, auch nennenswerthe Hut- und Seifenfabrikation betreibend; eine Reihe der deutschen Importhäuser von Rio grande und Porto Alegre haben auch hier Filialen.

Auch als Verkehrspunkt ist Pelotas wichtig; die Eisenbahn geht von hier nach Bagé, nahe der orientalischen Grenze weiter und soll von dort einestheils nach Passo dos Toros in Uruguay im Anschluss an die Bahn nach Montevideo, andererseits bis nach Uruguayana am Uruguay-Strom fortgesetzt werden. Den Rio Gonçalo hinauf und über die Lagoa Mirim bis nach Jaguarão, dem brasilianischen Grenzort, fährt eine Dampfer-Compagnie im Anschluss an die Diligencia, die von dem Jaguarão gegenüber liegendem orientalischen Artigas in 5 Tagen nach Florida fährt, von wo aus man in wenigen Stunden per Bahn Montevideo erreicht, die gewöhnliche Ueberlandroute zwischen Brasilien und Uruguay.

Zwölf Stunden Diligencia-Fahrt nördlich von Pelotas in der Serra dos Taipes endlich liegt die einzige nennenswerthe Colonie des südlichen Berglandes der Provinz: das blühende deutsche San Lourença; 1858 von dem verstorbenen Rheingantz in gesunder, fruchtbarer Lage gegründet und auf seinen 16 Quadratleguas heute etwa 14,000 Colonisten zählend, die in Allem noch ganz deutsch geblieben sind, allem Brasilianischen misstrauisch gegenüber stehen. Die

Leute treiben Viehzucht, Milchwirthschaft und bauen hauptsächlich Mais, Bohnen und Kartoffeln.

Am Holzquai des Flusses schifften wir uns Nachmittags auf unserer »Victoria« wieder ein, passirten während der halbstündigen Fahrt bis zur Barre am Binnensee auf dem linken Ufer des Stromes, wo die Heerden von Uruguay angetrieben werden, eine fast ununterbrochene Reihe von inmitten der Weiden liegenden Harqueadas, Schlachtereien, theils seitlich offen, theils geschlossene Schuppen, von zahlreichen Holzhürden umgeben, die zum Trocknen des Fleisches dienen. Da das Vieh im Winter zu mager ist — die Weiden fingen eben erst zn grünen an — so wird nur in den Sommermonaten December bis Mai geschlachtet und momentan herrschte volle Ruhe und Unthätigkeit in den vereinsamten Harqueadas.

Nachdem man die Barre des Rio Gonçalo passirt, beginnt in der Lagoa, die so breit ist, dass man meist nur ein Ufer sieht, unter Lootsenführung ein höchst eigenthümliches Kreuz- und Querfahren, in einem durch Boien und Baken bezeichneten Fahrwassercanal, der so schmal ist, dass zwei Dampfer knapp einander ausweichen können und sich gegenseitig dabei schon manchmal geschrammt und alles weggerissen haben, was über der Schanzverkleidung vorsteht. Einige theure Dampfbagger, schon ziemlich verschmutzt, leisten recht fragwürdige Dienste, auch wenn die offene Frage der Barre von Rio grande einmal günstig erledigt werden sollte, bleibt die Fahrt von Rio grande bis Porto Alegre noch immer schlecht und gefährlich genug. Verschiedene Leuchtthürme auf Sandbänken in der Lagoa dienen gleichzeitig auch als Steuersignale. Verschiedenfach streift unser Dampfer bemerkbar den Grund; bei Vollmondschein passiren wir die Bank von Itapoan, wo sonst Nachts sicherheits halber ge-

wöhnlich geankert wird und am nächsten Morgen steuern wir freundlich bewaldeten, hügeligen Ufern in enger gewordenem Seearm dem anmuthig gelegenen Porto Alegre entgegen, das am Zusammenfluss von vier grösseren Flüssen freundlich-malerisch auf einer hügeligen Landzunge liegt und von Pelotas aus in 18stündiger Fahrt erreicht wird.

Das deutsche Hôtel de Brasil bietet mässige Zimmer, aber gute Verpflegung. —

Nur ein schmaler, ebener Küstensaum bleibt um die Landzunge herum für die untere Stadt, wo sich in die Rua y Setembre mit ihren tiefen bis auf das Wasser durchgehenden Stores der Sitz des Grosshandels, in der Rua da Praia oder dos Andradas die Hauptlädenstrasse befindet; einige freundliche Gartenplätze zieren die Unterstadt, die des Abends, besonders wenn die Militairmusik spielte, voller promenirender, heiterer Gesellschaft sind. Dem Landeplatz gegenüber liegt das einfache Zollhaus, auffallend klein und nur dem eifersüchtigen Rio grande do Sul, das die Verzollung für die ganze Provinz am liebsten monopolisiren möchte, noch zu gross. Die Eifersucht und kleinliche Intriguenpolitik zwischen Rio grande, Pelotas und Porto Alegre tritt eben auch hier wieder zu Tage.

Grade an der Spitze der Landzunge liegt in schönster Lage das stattlichste und grösste Gebäude der Stadt, das Gefängniss, und wirklich »ein fideles Gefängniss« ist es, aus dem Spiel und Tanz herausschallen und in dem die Gefangenen, selbst schwere Verbrecher, eine unbegreiflich milde Behandlung geniessen. Der Ertrag ihrer Arbeit gehört den Gefangenen, unter Begleitung von Polizisten gehen sie aus, um die von ihnen gefertigten Schuhe und Hüte u. s. w. zu verkaufen und dann auch wohl gemüthlich eine Kneipe zu besuchen. Es ist bei der Art Rechtspflege denn

auch nicht zu verwundern, wenn auf dem Lande gefährliche Verbrecher beim Transport zur Stadt »wegen Fluchtversuchs« einfach niedergeschossen werden, um lange Proceduren zu vermeiden. Die öffentliche Sicherheit lässt in der Umgebung der Stadt und auf dem Kamp sehr viel zu wünschen übrig, speciell unter dem sehr zahlreich vertretenen Mulatten- und Neger-Volk, das theilweise deutsch spricht, giebt es viele, denen ein Mord sehr leicht fällt. Erst vor Kurzem war in der Nähe ein deutscher Musterreiter niedergeschlagen worden, nur weil er den Gruss eines Mulatten, den er vielleicht nicht einmal gehört, unbeantwortet liess. Der Mörder ist genau bekannt, der deutsche Musterreiter-Club in Porto Alegre hat eine grosse Belohnung auf seine Festnahme ausgesetzt, aber Niemand fand sich, die Belohnung zu verdienen; sein Leben wäre dann wahrscheinlich auch wohlfeil gewesen. Polizei und Gensdarmerie sind in jeder Beziehung ungenügend, und so hilft sich Jeder nach Möglichkeit selbst; ohne Revolver und Waldmesser wagt sich kaum Jemand in den Kamp. —

Von der Unterstadt Porto Alegre's führen steil aufsteigende Strassen mit schönem Rückblick auf die inselübersäete Bai und die freundlichen Laubufer der Flüsse, nach einem schmalen Plateau, an dessen Hauptplatz die Kathedrale, Theater und Municipalkammer (2 gleiche, grosse Gebäude) und das Clubhaus des Dilettantenvereins »Philharmonia« mit einem prächtigen grossen Concertsaal liegen. Ein anderes grosses internationales Vereinshaus, der »Club Commercial«, mit grossen, theilweise elegant eingerichteten Räumlichkeiten, liegt unten in der Stadt.

Die Häuser Porto Alegre's sind reinlich, freundlich, vielfach elegante Gebäude. Die Strassen sind darauf eingerichtet, bei festlichen Gelegenheiten electrisch

beleuchtet werden zu können, was bei den Läden in den Hauptstrassen allabendlich geschieht. Regelmässige Pferdebahnlinien und zahlreiche Local-Flussdampfer vermitteln den Verkehr von Stadt und Umgegend. Weniger modern und die Luft mit unangenehmen Dünsten füllend, ist das primitive, oberirdische Ablaufen der Abfallwässer in den Strassenrinnen.

Die Umgebungen Porto Alegre's sind sehr freundlich und bieten prächtige Reittouren; die grünen Hügel sind nur noch theilweise bewaldet, der Rest ist Kamp und einiges Ackerland. Ueberall im Kamp und bis in die Strassen der Vorstädte hinein findet man verendetes Vieh liegen, dem man höchstens die Haut abzieht, während man den Rest den Aasgeiern überlässt, die wie überall in Brasilien die Gesundheitspolizei in dieser Richtung übernehmen. —

Um den schönsten Ueberblick auf die gesammte Stadt zu geniessen, fährt man durch die freundliche Vorstadt Merino de Deos hinaus nach dem Parthenon, einem von einer Capelle gekrönten Hügel und beliebtem Ausflugsort. Von dem Herrn Consul begleitet, trafen wir daselbst unter Führung des deutschen Herrn Pastoren gerade die beiden deutschen Schulen an, die sich mit Kriegs- und allerlei sonstigen Spielen im Freien ergötzten.

Verschiedene Kasernen mit nicht gerade musterhaft disciplinirten Truppen liegen in der Stadt, dicht vor derselben eine grosse Militairschule, deren Insassen, meist unreife Burschen, noch viel weniger disciplinirt sind, in Politik machen und ganz unverantwortlichen Einfluss verlangen und auch zuweilen wirklich ausüben; der guten Gesellschaft im Allgemeinen ein Greuel.

Nach der Volkszählung von 1888 zählt Porto Alegre 42,000 Einwohner, darunter etwa 5000 Deutschsprechende, d. h. Eingewanderte und schon hier Ge-

borene zusammen; im Consulatsregister eingetragen sind nur 1380, die übrigen entziehen sich aller statistischen Controlle. Sicher aber ist, dass die Bedeutung der Deutschen weit grösser ist, als ihr Zahlenverhältniss es vermuthen lassen würde: Deutsche Kirche und zwei deutsche Schulen für Knaben und Mädchen, mit 150 bezw. 100 Schülern sorgen für Weiterführung deutscher Sprache und Sitte; fast der ganze Grosshandel und der Haupt-Handwerkerstamm sind deutsch; deutsch sind die zwölf Bierbrauereien und die nicht unbedeutende Möbelfabrikation, die auch nach dem übrigen Brasilien exportirt; auf allen Strassen hört man deutsch reden, deutsch sind nicht weniger als 15 Clubs. Wir finden darunter drei Turn-Vereine, verschiedene Gesang- und Schützenvereine, einen »Fressclub«, der unter seinem rauhen Namen einen gemüthlichen Mittagstisch von Junggesellen verbirgt, einen Club der »Musterreiter« (die in den umliegenden Colonien herumreisenden Verkäufer der Grosshäuser). Der grösste und schönste aber ist der Club »Germania«, der in seinem eigenen eleganten Hause aus rothem Sandstein in Renaissancestil gebaut, ausser den gewöhnlichen Gesellschaftsräumen Theater- und Concertsaal und gute Kegelbahn besitzt.

Auch der Stadtklatsch ist in hervorragender Weise entwickelt und es war z. B. ganz rührend, mit welchem Interesse für den lieben Nächsten man über die kleinsten Vorfälle Bescheid wusste, die sich an einen fünftägigen Ritt in die um Porto Alegre herumliegenden deutschen Waldcolonien knüpften.

Wir traten die Parthie in Begleitung einer uns befreundeten liebenswürdigen Familie an und unsere Gesellschaft bestand so aus 4 Damen und 4 Herren.

Zunächst kann man von Porto Alegre bis Hamburgerberg (Nova Hamburgo), die 43 Kilometer

lange Eisenbahn benutzen, die 1883 eröffnet, einer englischen Gesellschaft gehörig und ziemlich schlecht verwaltet, erst jetzt anfängt, ihre Spesen zu verdienen. Zweimal täglich verkehren Züge in jeder Richtung. Der Bahnhof liegt etwas ausserhalb der Stadt am Flusse Jacuhy, zwischen ihm und einer freundlichen Vorstadt hindurch kommt man bald auf den Kamp hinaus, der strichweise Laubwald mit einigen hohen Figueiren aufweist, von deren Aesten die langen gelben Flechten (barba de velho) herabhängen. Auffallend sind die vielen Ameisenhügel, bis zu ein Meter hoch und theilweise in so regelmässigen kleinen Abständen von einander, dass der Kamp wie ein Reibeisen aussieht. Böse Eindringlinge für alle Pflanzungen, die auch in der Stadt Porto Alegre in den Gärten häufig genug sind; dort sucht man Bäume und Sträucher vor den gefrässigen Ameisen durch unten um die Stämme gelegte Blechmanschetten zu schützen.

Nach etwa einstündiger Fahrt unterbrechen wir die Reise in Saõ Leopoldo; diese fast ausschliesslich deutsche Stadt mag 5000, das gesammte Municip 12,000 Einwohner zählen und war vor der Eröffnung der Eisenbahn wichtig als Centralpunkt der Colonien, deren Producte von hier aus den Rio dos Sinos hinunter nach Porto Alegre gingen. Jetzt hat der Verkehr sehr abgenommen, Handwerk und Hausindustrie und etwas Holzhandel beschäftigen die Einwohner, die meist von der Hand in den Mund leben; es ist hier wenig Armuth vertreten, aber noch weniger Reichthum.

Etwas niedrig und sumpfig am Rio dos Sinos gelegen, über den eine schöne eiserne Brücke führt, weisen die öden, breiten ungepflasterten Strassen mit holperigen Trottoirs wenig bessere Häuser auf. Der einfache deutsche Club besitzt seine Theaterbühne, wie sie fast in keiner deutschen Colonie fehlt; von den

beiden hier erscheinenden deutschen Zeitungen wird die eine vom protestantischen Pastoren Dr. Rottermund, die andere von den Jesuiten redigirt, welche, aus Deutschland ausgewiesen, zwei grosse Erziehungsanstalten hier gegründet haben. Das von deutschen Franziskanerinnen geleitete Mädchenpensionat, 1872 sehr klein angefangen, besitzt heute ein stattliches Gebäude mit grossen, von Säulengängen eingefassten Höfen, in dem 200 Interne und 30 Externe im Alter von 6 bis 16 Jahren von 34 Schwestern unterrichtet werden. Musterhaft eingerichtet und peinlich sauber gehalten sind all' die grossen, hellen Räumlichkeiten, die schmucke Capelle, der Esssaal, die Schulsäle, die grossen Schlafsäle, in denen durch schneeige Gardinen getrennt, jede Schülerin ihre Abtheilung besitzt, in Schmuckigkeit unter einander wetteifernd; und so hinauf bis zu den hohen Dachräumen, hell und rein wie Säle, in denen in militärischer Ordnung, numerirt, Koffer, Schuhwerk u. a. Garderobe jedes einzelnen Zöglings untergebracht sind. Ein Theatersaal, ein Tanzsaal, in dem die Zöglinge unter dem Castagnetten-Tact einer Schwester Ger - Reigen ausführten; ein Garten am Hause und ein dem Institut gehöriges Landgut ausserhalb der Stadt sorgen für Zerstreuung und Erholung; 14 in getrennten kleinen Zimmern untergebrachte Pianos und zwei Prachtstücke von Flügeln in den Empfangszimmern entsprechen dem musikalischen Bedürfniss. Kurz, das ganze Institut ist so musterhaft eingerichtet, dass man begreiflich findet, welchen Anklang es in den Provinzen Rio grande und Santa Catharina gefunden hat, mögen auch selbst katholische Eltern mit gewissen religiösen Tendenzen der Erziehung nicht einverstanden sein. Der Unterricht wird ganz in portugiesisch ertheilt, Deutsch bildet nur einen Lehrgegenstand.

Das anstossende Knabencolleg der Jesuiten, 1869 auch sehr klein angelegt und Dank der geschickten Leitung noch fortwährend an Schülerzahl und Gebäuden in Zuwachs begriffen, zählt heute 200 Interne und 80 Externe, die von 50 deutschen Patres unterrichtet werden. Ein grosser Spielplatz, auf dem mit Schwert und Schild lebhafte Kämpfe aufgeführt wurden; ein schönes Schwimmbad, Billardsaal und Theater sorgen hier für Körper, Uebung und Unterhaltung. Die Abwesenheit weiblicher Wesen macht sich in der geringeren Sauberkeit, besonders in den Schlafsälen, doppelt fühlbar im Gegensatz zu der peinlichen Reinlichkeit und Ordnung im Schwestern-Colleg. An den Wänden des Empfangzimmers hängen, wahre Trophäen für den Jesuiten-Orden, Abbildungen der Ruinen und Reconstructionen der grossartigen Jesuiten-Anlagen, die sie im 17. Jahrhundert in den »Missionen« Rio grande's, Argentiniens und Paraguays gegründet hatten, blühende Ackerbaucolonien der Indianer, einzelne bis zu 30,000 Bewohner zählend, s. Z. nach Vertreibung der Jesuiten verfallen, heute alle verwildert und vereinsamt.

Wir hatten die sieben Stunden Aufenthalt in S. Leopoldo gut angewandt und fuhren nun mit dem Nachmittagszug in einer halben Stunde weiter bis nach Hamburger Berg, dem Endpunkt der Bahn, deren Station in der Sohle eines sandigen Thales eine halbe Stunde unterhalb des Fleckens liegt. Mit klapprigem, bedecktem Bankwagen fuhren wir hinauf und fanden in dem freundlichen, reinen Gasthaus von Wittwe Kröff anheimelndes Unterkommen. Am nächsten Morgen besahen wir den kleinen freundlichen Ort von 400 Einwohnern, dessen weissgetünchte, mit Holzschindeln gedeckte Fachhäuser zwischen kleinen Gärten liegen und in dessen Umgebung Viehzucht und Wein-

bau getrieben wird; die Hügel rings herum sind meist schon abgeholzt, in der Ferne zeigen sich die Waldberge der Sierra geral, in denen die deutschen Colonien liegen, denen unser nächster Besuch galt. Sättel und Zaumzeug hatten wir von Porto Alegre mitgebracht, gute Maulthiere und einen Begleiter, der für Thiere und Gepäck sorgte, hatte uns auf rechtzeitigen vorherigen Avis hin Frau Kröff besorgt, und so konnte denn der Ritt beginnen.

Die nun folgenden Colonien, so rein deutsch, dass man tagelang durch sie reitend, kaum ein portugiesisches Wort hören wird, sind vom Jahre 1825 an von S. Leopoldo aus, dessen Municipalautoritäten sie noch heute unterstehn, derart gegründet worden, dass man eine »Schneiz« nach der andern durch die Waldberge aushauend, den fruchtbaren Boden, meist Lehm und Sand, von der Thalsohle aus nach oben mit Feuer und Axt freilegte und in Cultur nahm. Heutigen Tags ist der Wald meist schon auf die Bergrücken beschränkt, deren Ackerkrume thalwärts geschwemmt ist, der Rest ist bereits in Cultur genommen oder wird als Weide benutzt. Die Strassen haben ihren alten Namen der »Schneiz« behalten, obgleich die Wälder, durch die sie »geschnitten« waren, längst nicht mehr existiren; und schlecht genug, im Gegensatz zu den meist musterhaft gehaltenen Wegen der italienischen Colonien Rio grande's sind diese »Schneizen« in den deutschen Colonien. Jedes Familienoberhapt hat zwar die Verpflichtung, vier Tage per Jahr Wegarbeit zu leisten oder 6 Milreis Strafe zu zahlen, aber es scheint stark gemogelt zu werden, die Wege, ohne Gräben und Hecken, steinig und ausgefahren sind meist in schauderhaftem Zustand.

Gebaut werden hauptächlich: Kartoffeln, die zweimal per Jahr Ertrag geben; Taback, Bohnen, Mais

und Zuckerrohr; Orangenbäume habe ich selten so gross und üppig belaubt gesehen, wie hier. Schweinezucht wird viel und mit gutem Nutzen betrieben.

Das Land ist schon ganz in Colonielots aufgetheilt und zwar nennt man hier eine »Colonie« eine Fläche von 200 preussischen Morgen = 100,000 Quadrat-Braças. Dieselben kosten je nach Lage, Bodenbeschaffenheit und Entfernung von Wegen 200 bis 20,000 Milreis, letztere mit bereits bestelltem Boden und mit Haus, und werden eventuell auch in Viertelkolonien getheilt. Was das Loos der Colonisten anbetrifft, so gilt auch für hier die allgemeine Colonistenregel von Südbrasilien: ausser einer beschränkten Anzahl von Handwerkern kommen nur Diejenigen gut voran, die wirkliche Hand- und Landarbeiter sind, gelehrte Oekonomen dagegen, die nicht selbst Hand anlegen können, setzen ihr Geld meist nutzlos zu. Unser Führer war einer der Oekonomen, die allerlei europäische Theorien versuchen, hatte in fünf Jahren 50,000 ℳ. zugesetzt und hoffte nun von der Weincultur Erfolg. An Municipal-, Provincial- und Branntweinbrennerei-Steuer bezahlt der Colonist etwa 120 Milreis Abgaben per Jahr, und wenn die Leute auch selten Reichthümer sammeln, so führen sie doch durchgängig ein sehr behäbiges Dasein. Der Kindersegen ist sehr gross, Familien mit 12 Kindern und mehr sind sehr häufig, und jemehr Hände in Haus und Feld mit helfen können, um so besser. Rationelle Landcultur existirt noch nicht, war ein Boden abgewirthschaftet, so gab's ja bislang noch genug Wälder, die man abbrennen und deren fruchtbaren Boden man benutzen konnte; dieser grosse Raubbau wird aber wohl bald sein Ende haben müssen, hoffentlich nicht erst dann, nachdem aller Wald verwüstet sein wird. Freilich, wer soll da Einhalt thun, der einzelne Colonist denkt nur an

seine momentane Bequemlichkeit, der Staat kennt weder Forstverwaltung noch Schongesetze. —

Der Ritt des ersten Tages führte uns zunächst durch den Einschnitt der characteristischen Berggruppe der Dois Irmãos (Zwei Brüder), von wo aus man einen prächtigen Rückblick geniesst über Hamburgerberg, S. Leopoldo im Mittelgrund und Porto Alegre mit dem See ganz in der Ferne. Dann ging es durch die Schwabenschneiz nach der grössten aller hiesigen Colonien, der langgestreckten »Baumschneiz«, die in 125 Colonien etwa 4000 Einwohner zählt und durch die man sieben Stunden reitet. Es ist also keineswegs eine geschlossene Anlage, nur in der Mitte liegen einige Güter um zwei Kirchen und das Gasthaus etwas näher beieinander, sonst sind die einzelnen Gehöfte durch Feld, Wald und Wiesen von einander getrennt.

Waren die Leute von der »Kerb« (Kirchweih), deren Feier die letzten Tage in Anspruch genommen hatte, so übermüdet, oder waren sie von Natur unfreundlich, einen so verstimmenden Empfang, wie er uns im »Hôtel Merkel« zu Theil wurde, hatte ich in ganz Brasilien noch nicht erlebt. Erst liess man uns eine geraume Zeit im Tanzsaal sitzen, ohne dass sich Jemand um uns kümmerte; man spielte ruhig Kegel weiter; endlich wies man uns mürrisch zwei recht primitive Schlafzimmer an, die für 8 Personen dienen mussten und dann überliess man uns wieder uns selbst. Wir kamen uns selbst wie Eindringlinge vor und wären am liebsten gleich weiter geritten, wäre die nächste Station nicht zu entfernt gewesen. Unfreundlich und verschlossen die Leute, die auf der Strasse grusslos vorbeigingen, oder die Reiter, die barfuss oder mit schlappendem Pantoffel zu Pferde sassen. Misstrauisch den Fremden gegenüber und

eingebildet auf ihren Besitz sind diese Landsleute nicht gerade angenehm. Unter sich scheinen sie ganz fidel sein zu können, speciell beim Spiel, dem sie gern huldigen; Würfe zu ein Milreis sind beim Kegeln nichts seltenes, ein Colonist hatte am letzten Sonntag allein 400 Milreis verloren. Beim Tanzen sollen Stuhlbein-Prügeleien die Regel sein und dabei bevorzugt man freundlichst die Fremden.

Enfin, man gewöhnt sich auch an unfreundliche Gesichter, und nach einem leidlichen Abendessen hatten wir unseren Humor soweit wiedergefunden, dass wir den Abend mit Spiel und Tanz noch recht heiter zubrachten. Von nächtlicher Ruhe war nicht viel die Rede, dafür sorgten die Flöhe in den schlechten Strohsäcken; originell war in unserem Herrenschlafzimmer das eine grösste Bett, das bei der Besteigung durch seinen glücklichen Besitzer sofort die Balance verlor; als wir die Sache untersuchten, fanden wir, dass es eine Monstre Wiege war, die für 16 Kinder ausreichte und an Ballabenden für die Sprösslinge benutzt wird, während sich deren Mütter nebenan im Tanzsaal ergötzen. Wenn die Frauen dann des Morgens nach Hause ziehen, soll es nicht selten vorgekommen sein, dass sie schlaftrunken ein falsches Kind mit nach Hause nahmen.

Am nächsten Morgen schüttelten wir ohne Bedauern den Staub des ungastlichen »Hôtels« von unsern Schuhen und ritten unseres Weges fürbass, zunächst noch durch den Rest der Baumschneiz in einer Thalebene, dann bergauf und bergab in den Theewald hinein, der seinen Namen von dem hier vorkommenden Maté (Paraguay-Thee) führt. Der Matéstrauch ist in der Provinz Rio grande übrigens nicht häufig und wird auch nur wenig explorirt.

Die Serra geral, in der wir uns hier befinden,

ist keine geschlossene Gebirgskette, sondern in eine Reihe von Hügeln und Bergen aufgelöst, die in runden Buckelformen hintereinander zur Höhe von 2000 bis 3000 Fuss aufsteigen. In Schleifen führt der schlecht gepflegte Weg, voller spitzer Steine und Geröll, bei Regenwetter in einen Lehmsumpf aufgelöst. Je weiter man landeinwärts kommt, um so höher und kräftiger wird der Wald, von grossen Farren und Farrenbäumen unterwachsen, ohne jedoch in Ueppigkeit und Mannigfaltigkeit mit den nördlicheren Provinzen Brasiliens rivalisiren zu können. Die Blicke von den Berghöhen über das weite Hügelland sind sehr freundlich, der Theewald ist voller malerischer Parthien; nirgends ist die Natur hier grossartig, aber überall lieblich. Reiches Thierleben webt in den Wäldern: Papageien, Perriquiten und Pfeffervögel erfreuen das Auge durch ihr buntes Gefieder, zahlreiche Brüllaffen erfüllen den Wald mit ihrem löwenähnlichen Gebrüll; dort hängt ein Faulthier am Ast eines hohen Baumes, kurz, es fehlt dem Ritt nicht an Abwechslung. Gegen Mittag erreichten wir die in einem schmalen Thalkessel am Rio Cadêa gar lieblich gelegene Mahlmühle der Wittwe Voges und obgleich wir die gesammte Familie im Schweineschlachten störten, fanden wir hier doch freundlichen und bereitwilligen Empfang. Unser lieber Reisegenosse, der Maler Johannes, pflegte jedes Jahr mehrere Monate hier zuzubringen, da die Nachbarschaft so reichen malerischen Stoff bietet, er wohnte dann in der Mühle und war der Familie so ein alter, immer willkommener Hausfreund geworden. Wir Uebrigen profitirten davon mit.

Obgleich die Familie nun schon seit 38 Jahren hier ansässig ist, die Kinder hier geboren sind, sprechen sie doch fast kein portugiesisch, sondern nur deutsch. Eine kleine Reihe portugiesischer Worte ist

freilich ganz in den deutschen Sprachschatz der Kolonisten übergegangen, so sind z. B. Venda für Laden, Potréiro für eine mit Steinmauern oder Hecken umzäunte Weide speciell für Maulthiere und Pferde, Mule für Maulthier u. s. w., Worte, die man überall hört. —

Der Fluss Cadêa, der im Hochwasser gefährlich reissend sein kann, bildet in der Nähe der Mühle einen berühmten 300 Fuss hohen Wasserfall, den wir vor dem Frühstück zunächst von oben aus bewunderten. Von der Mühle weg in engem, steinigem Waldthal dem Flusse folgend, kommen wir bald zu der Stelle, wo das Wasser über mächtige Steinkante hinunter in einem breiten, senkrechten Absturz zu Staub zerstiebt. Schöner noch, freilich auch recht beschwerlich, ist der Abstieg in das steile Thal und der Blick auf den Wasserfall von unten aus. Von zwei Führern geleitet, traten wir diese Parthie Nachmittags an. Durch Haide und Wald kommt man bald zu den steilen, bewachsenen Felshängen, die fast senkrecht nach der Thalsohle hinunter führen. Mit Händen und Füssen Halt an Baumwurzeln und Stämmen suchend, rutschend, auf allen Vieren kriechend, geht es über spitze Steine, vermoderte Baumstümpfe und schlüpfrige Stellen durch das Dickicht nach unten, immer nahe dem Fall führt der schmale Pfad, rechts überhängende Felsen, links jäher Absturz, das Ganze nichts für dem Schwindel ausgesetzte Leute. Auf halbem Wege passirt man eine Grotte hinter dem Fall, die von dessen hellem Wasserschleier verborgen bis vor wenigen Jahren unbekannt geblieben war; ein auf die Jagd mitgenommener Hund gelangte zu ihr, schnüffelte in ihr das Gerippe eines Indianers auf, der hier zur letzten Ruhe gebettet war, und als man dem Bellen des

Hundes nachging, entdeckte man die Grotte. — Nach einstündigem Abstieg kamen wir am Fusse des Falles an, der hier einen sehr tiefen, kleinen See gebildet hat, auf drei Seiten von steil abfallenden Felsen umgeben; ein enges Waldthal führt den Fluss weiter. In schimmerndem Regenbogen spiegelt sich die Sonne auf dem Wasserstaub des Falles ab; anstrengend ist die Tour, aber auch lohnend. —

Am Abend holten die Söhne des Hauses vom »Nachbar«, der eine halbe Stunde entfernt wohnt, eine Ziehharmonika und bei ihrem Klange und dem Tactschlag des Mühlenklapperns wurde ein Tänzchen arrangirt, bis wir ermüdet genug unser Lager aufsuchten. Je weiter wir in den Wald hineinkamen, um so enger mussten wir zusammenrücken: zu viert in einem Zimmer und zu zweit in einem Bett übernachteten wir diesmal und das eine Waschbecken diente am nächsten Morgen der Reihe nach Allen zur Toilette, ehe wir aufbrachen. Dem Weg in die Berge weiter folgend, kann man in 10 Stunden von der Voges'schen Mühle aus auf das weite Hochplateau der Serra kommen, das, wenig bewohnt, Lohe, Häute, Haare und Zuckerbranntwein in geringen Quantitäten nach unten schickt; auch schöner Achat wird in den Bergen gebrochen, die früher in der Provinz vorhandenen Achatschleifereien sind aber eingegangen, seitdem die Mode den Stein vernachlässigt. — Wir kehrten bei Voges Mühle um; 3½ Stunden ging es zunächst den Weg von gestern zurück bis zu der ungefähr an der Grenze des Theewaldes freundlich gelegenen Venda von Wolff. Wir hatten beim Vorbeireiten Tags vorher angefragt, ob man uns für heute ein Frühstück bereiten wolle und nach Rücksprache mit der Frau war dies von ihr »genehmigt« worden.

Wir fanden denn auch in dem freundlichen Tanz-

saal, der an den Laden stösst, einen reinlich gedeckten Tisch und ein gutes Frühstück vor. Weiter ging dann der Ritt durch einen Theil der Baumschneiz später rechts abbiegend durch die 48er Pikade, so genannt, weil in dieser Schneiz (portugiesisch picada) 48 Colonielots liegen, die ungefähr je 3 Kilometer Länge und die halbe Breite haben. Durch schöne parkähnlicke Gegend geht der Ritt, Wald, Wasser, Wiesen und Felder folgen einander in freundlicher Abwechslung bis zur Venda Brietzke im Teufelsloch, unterhalb der schön gelegenen Bergheimer Schneiz (brasilian. Bom Jardin) deren helle Kirche mit dem rothen Spitzthurm sich malerisch von dem Berge abhebt. Die Familie unserer Wirthe ist zahlreich, als Wittwer und Wittwe kürzlich zu neuer Ehe zusammengetreten, haben sie einander neun bezw. acht Kinder als Heirathsgut mitgebracht und zu diesen siebzehn Sprösslingen bereits zwei weitere Kinder.

Auch in der Nähe von Teufelsloch ist ein Wasserfall zu bewundern; zwischen Hecken hindurch, die mit üppich wuchernden, wilden Rosen überzogen sind, über thaufrische Wiesen, dem Fluss entlang, geht es am nächsten Morgen in lieblichste Landschaft hinein. Das breite Wiesenthal ist von schön bewaldeten Bergen eingefasst, unter einer grossen Tropfsteinhöhle führen Fluss und Weg hindurch zu einer Mühle, in deren Nähe, schwer in seinem Gesammtbild zu erfassen, der Wasserfall in verschiedenen Cascaden die schräg abfallende Felswand herunterschäumt. Auf dem Wege hierher war es uns geglückt, ziemlich nahe an eine Schaar von Brüllaffen herankommen zu können, die in den Wipfeln des Bergwaldes mit ernstem Gesicht ihren Morgengesang abhielten. Wir ritten nach dem Teufelsloch zurück und von da Nachmittags durch Bom Jardin, am

Weiher der Estancia velha vorbei, aus dem Bergwald hinaus auf den Kamp und kamen Abends wieder in dem freundlichen Hamburgerberg an, hochbefriedigt von unserer schönen Tour. —

Westlich von diesen ältesten Colonien von S. Leopoldo folgen nun, zwischen dem Waldgebirge und dem Flusse Jacuhy gelegen, eine grosse Anzahl weiterer deutscher und italienischen Colonien, theils von Staat oder Provinz, theils als Privatspeculation gegründet und meistens gut prosperirend. Als die grösste und beste dieser deutschen Colonien gilt Santa Cruz, das wir noch anzusehen beschlossen.

Zu diesem Zweck benutzten wir die Staatsbahn, die hauptsächlich strategischen Zwecken dienend, quer durch die Provinz nach Uruguayana führen soll, seit 1883 theilweise eröffnet, jetzt bis Umbú (Kilom. 353) der ungefähren Hälfte der Strecke fertig gestellt ist und recht langsam weiter gebaut wird. Practischeren Nutzen würde die Bahn gehabt haben, wenn sie die weiter binnen im Waldgürtel liegenden Colonien unter einander und mit Porto Alegre verbunden hätte; so aber bleiben diese alle weitab von der Bahn liegen. Um die Linie am Ufer des Jacuhy entlang zu bauen lag um so weniger ein Bedürfniss vor, als der breite Strom bis Cachoeira schiffbar ist, mithin also schon eine natürliche gute Verkehrsstrasse bot.

Die Station der Bahn ist denn auch nicht Porto Alegre, sondern wir mussten mit dem schmierigen Flussdampfer »Teutonia« erst vier Stunden den Jacuhy hinauf fahren um Margem de Taquary, den Kopfpunkt der Bahn zu erreichen. Die niedrigen, mit Buschwald bestandenen fast unbewohnten Ufer des lehmfarbenen Jacuhy bieten wenig Interesse; beim Zusammenfluss mit dem Taquari liegen rechts Triumpho, links S. Jeronymo, zwei kleine stille Orte, letzterer bekannt

durch die in seiner Nähe befindlichen Kohlenminen; ihre Briquettfabrik liegt am Fluss. Auch Kalk, Marmor, Eisen u. a. Metalle sind auf dem Südufer des Jacuhy gefunden und theilweise, bislang allerdings sehr ungenügend, explorirt worden. Die Anlegebrücke und der Bahnhof in Taquari sind sehr stattlich, freilich soll die Anlage dieser Station allein auch 2 Millionen gekostet haben. Die Bahn zieht nun, damit die Ingenieure ja recht viele Kilometer bezahlt bekommen, in grossen Bogen um die niedrigsten Hügel herum, folgt allen Schleifen des Flusses und führt in $2^1/_2$ Stunden durch dünn bewohntes Wald- und Kampland nach Conto, der Station für das vier Stunden abseits liegende Santa Cruz. In einem dreispännigen Leiterwagen, auf den zwei Bänke geschnallt waren, dem ganzen Resultate unserer Vorausbestellung, ging es nun auf Anfangs schauderhaftem Wege in die Berge. Die nahe gelegene Stadt Rio Pardo hat eigentlich für diesen Theil des Weges zu sorgen, und so lange ihr alle Colonieproducte von Santa Cruz zukamen, die von hier aus den Jacuhy hinunter nach Porto Alegre verschifft wurden, that sie das auch; seit Eröffnung der Bahn geht nun dieser ganze Frachtverkehr nach Conto und das zurückgehende Rio Pardo kümmert sich nicht mehr um Instandhaltung dieses Weges. — An einer Ansiedelung gezähmter Indianer vorbei, die inmitten ihrer Maisfelder in bescheidenen Lehmhütten hausen, geht es hügelauf, hügelab; »cuchilhos« heissen hier, wie in Uruguay die buckligen Hügelformen des welligen Landes. Der Bogen ist meist rother Lehm; wenig Wald, fast ausschliesslich Kamp, mit niedrigem Gras, einzelnen Binsen und niedrigem Gestrüpp-Gruppen bedeckt. Kleine Bachläufe, zuweilen leicht umwaldet, bieten im Thale Saufstellen für das Vieh. Viehzucht ist die Beschäftigung der wenigen Bewohner, von denen einzelne

Familien bis zu 1500 Rinder besitzen. Cactus, Yuecas und wilde Ananas bilden die Hecken der wenigen Anpflanzungen. Züge zweirädriger, mit Binsenmatten bedeckten Karren, deren schwere Räder die Wege sehr ruiniren, begegnen uns, von vier Joch Ochsen oder zwei Viergespannen von Pferden gezogen, die von dem berittenen Führer mit fünf Meter langer Bambuslanze angetrieben werden. Einen Tag brauchen die Pferde, zwei die Ochsen, um ihre Fracht von Santa Cruz nach Conto zu bringen; des Nachts rasten die Karawanen auf offenem, einsamen Felde, wo die Thiere frei herum weiden, während die Treiber ihr Mahl in Feldkesseln kochen und dann unter den Wagen schlafen.

Flüchtige Gruppen grauer Strausse sind nicht selten; Rebhühner trippeln so furchtlos über den Weg, dass sie zuweilen mit der Peitschenwippe gefangen werden.

Verschiedene Holzkreuze am einsamen Weg bezeichnen die Orte von Mordthaten, meist aus Eifersucht oder politischer Feindschaft begangen; Anzeige und in Folge dessen Bestrafung der Mordgesellen sind sehr selten; nicht nur in Corsica herrscht die Vendetta.

Die Rinne des Rio dos Pedras (Steinbachs) wird überschritten, der im Winter bei Hochwasser derart reissend anschwillt, dass er unpassirbar wird und die ganze Colonie zeitweilig von der übrigen Welt absperrt. Nach vierstündiger Fahrt, die uns genügend zusammengerüttelt, schimmern uns die freundlichen weissen Häuser und rothen Ziegeldächer der Villa S. Foão de Santa Cruz, des Stadtplatzes der Colonie, entgegen, der in weitem welligen Thalkessel gelegen und rings herum von etwa 200 Meter höheren Waldbergen malerisch eingefasst ist. Eine grosse, breite Hauptstrasse durchzieht die Stadt, aus deren Gebäuden eine katholische und eine protestantische Kirche hervorragen, sowie

die im römischen Tempelstil, stolz, aber auf Pump gebaute Municipalkammer.

Informationen über Einwohnerzahl zu bekommen, ist hier wie überall in Brasilien fast unmöglich; der erste Kaufmann des Ortes, an den wir empfohlen waren und der uns mit der Würde eines regierenden Fürsten empfing, hatte auch für weiter nichts, als Tabak, Schmalz und »Politik« Interesse, bedauerte, dass der letzte Coloniedirector momentan abwesend sei, »da er selbst nicht in statistisch mache«. Das stimmte gewiss, denn die 500 Einwohner, die die Stadt nach seiner Meinung im Ganzen haben sollte, mussten auch nach flüchtigem Blick allein schon in der Hauptstrasse wohnen. Der Stadtplatz dürfte 2000, die Colonie 12,000 Einwohner haben. Die Leute bauen Kartoffeln, Bohnen, Mais, Zuckerrohr, Reis, Mandioca, Aipim für Viehfutter, etwas Obst (Birnen und Aepfel), die Hauptkultur aber gilt dem Tabak, der im October gepflanzt, im Februar bis März geerntet wird und ein recht gutes Product liefern könnte, wenn seiner Pflege nur mehr Sorgfalt geschenkt würde; statt besser, ist er aber immer schlechter geworden, so dass z. B. die französische Regierung, die ihn früher für ihre Regie kaufte, in Folge schlechter Lieferungen von seinem Bezuge Abstand nahm, und die frühere jährliche Production von über 100,000 Arrobas (à 15 Kilos) ist mangels lohnenden Absatzes auf 40,000 Arroben zurückgegangen. Die Hauptschuld daran trägt folgendes schlechte System: Die Aufkäufer, die den Bauern ihre Tabakernte abkaufen, sind gleichzeitig Ladenbesitzer und haben als solche ein Interesse daran, den Mann günstig zu stimmen, um ihm ihrerseits wieder möglichst viel von ihren Waaren aufhängen zu können. Um nun »die Kundschaft nicht zu verlieren«, ist der Kaufmann meist gezwungen,

dem einen Bauern für seinen schlechten und liederlich präparirten Tabak denselben Preis zu zahlen, den sein Nachbar einem anderen Bauer für einen besseren Tabak gab, »denn das ist der courante Preis«, sagt der Besitzer des schlechten Krautes. Aller Ansporn zu einer sorgfältigen Zucht des Tabaks geht so verloren; merkt der fleissige Bauer, der sich Mühe gab, etwas Ordentliches zu Markte zu bringen, dass sein liederlich arbeitender Nachbar dieselben Preise erzielt, so lässt auch sein Eifer in der nächsten Saison nach. Der Bauer verdient immer sein schönes Geld am Tabak, der Zwischenhändler aber läuft bei den Preisschwankungen des Artikels und bei dem zeitraubenden Weitertransport ein grosses Risico und bekommt oft genug den von ihm an den Bauern gezahlten Preis nicht wieder heraus. Auch zu Cigarren im Preise von 8 bis 30 Milreis per Tausend wird der Tabak hier verarbeitet, die billigen lose in Kisten à 1000 Stück, die besseren in 50er Kästchen mit gefälligen Etiquetten; Cedernholz zu Cigarrenkisten liefern die hiesigen Wälder.

Die Feldproducte: Mais, Bohnen, Kartoffeln u. s. w. sind wegen der theuren Fracht nicht exportfähig, dagegen sind speciell in den letzten Jahren Schweinezucht und Schmalz-Export sehr lohnend gewesen. Die momentan regulirenden Preise waren für Bohnen 3 bis 4 Milreis, für Mais 1 $ 600 reis bis 1 $ 800 reis per Sack von 80 Liter; Blättertabak 4 Milreis, Schweineschmalz 20 Milreis per Arroba von 15 Kilos.

Bauholz ist nur für den eigenen Bedarf vorhanden, die grösseren Bäume sind rings in der Nähe meist schon ausgehauen. Dagegen werden weiter im Gebirge oben Araukarien geschlagen und bei Hochwasser den Jacusinho hinunter und weiter nach Porto Alegre geflösst; das Flössen ist bei den vielen Stromschnellen

im Gebirge aber sehr gefährlich und es fehlt desshalb meist an Personal dazu.

Auch in Santa Cruz wird Raubbau immer mehr in die Wälder hinein getrieben, rationelle Pflugkultur ist noch sehr selten. Seine Ersparnisse legt der Bauer meist wieder in neuem Lande, für sich und seine Kinder, an. Regierungsland ist hier nicht mehr zu vergeben, wohl aber liegen grosse, leguas messende Complexe ganz unbenutzt da, reichen Estancieiros gehörend, die durch eine Territorialsteuer, wie sie von Freunden Brasiliens längst gewünscht wird, leicht veranlasst werden könnten, das Land entweder selbst in Kultur zu nehmen, oder es allmählich zu verkaufen und dadurch dem gesunden Kleinbesitz neues Terrain zuzuführen. Wie die Dinge jetzt liegen, bezahlen die Grossgrundbesitzer für ihre Terrains keinen Pfennig Abgaben.

Die Colonisten bezahlen übrigens auch nur ungern ihre kleinen Steuern und dementsprechend sind denn auch die Wege schlecht genug gehalten.

Die Temperatur ist hier jähem Wechsel unterworfen, auf heisse Tage folgen reifende Nächte, die dieses Jahr bis auf $\div$ 5° Réaumur abkühlten. Die Bananen pflegen im Winter abzusterben, schlagen aber im Frühling neu aus. Die Palmen (Coqueiros) gedeihen nur noch recht kümmerlich.

Die Colonisten sind meist Pommern und Rheinländer, neuer Zuzug ist verschwindend klein. Nach brasilianischen Partheibezeichnungen sind die Katholiken im Allgemeinen konservativ, die Protestanten liberal, einige Brasilianer, deren es nicht viele in der Colonie giebt, und noch weniger Deutsche sind Republikaner. Es wird hinter einem Glase Bier sehr viel politisch gekannegiessert, ohne das geringste praktische Ziel; kommen die Wahlen nicht so aus, wie es die zeit-

weiligen Machthaber wünschen, so wird das Resultat eben einfach nach Bedarf gefälscht und darüber kannegiessern dann die guten Colonisten ruhig weiter. Die Municipalverwaltung war früher rein deutsch, jetzt sind auch brasilianische Elemente hineingesetzt worden.

Der deutsche Club mit Theatersaal und Kegelbahn führt den brasilianischen Namen »União«, ist aber sonst gut deutsch; gut deutsch ist auch noch der Anhalt an's Stammvaterland, selbst bei der zweiten schon hier geborenen Generation; in gar vielen Häuschen sieht man als Wandschmuck die Bilder unserer drei Kaiser prangen.

Ausser der »União« giebt es noch zwei Gesang- und zwei Schützen-Vereine und einen Uhlanen-Club.

Die von der Regierung angestellten brasilianischen Lehrer ertheilen wie überall in Brasilien so auch hier den Volksunterricht zwar frei, aber jeder Platz zieht doch vor, sich ausserdem seinen eigenen deutschen Lehrer zu halten. Derselbe wird allerdings jämmerlich bezahlt und bekommt stellenweise nur 20 Milreis per Monat ohne alle weitere Vergütung. Weit besser ist der Pastor in S. Cruz gestellt, der bei frei Haus und Land ausser seinen Sporteln 1200 Milreis Gehalt pr. Jahr bezieht. In Verbindung mit den Anstalten in S. Leopoldo haben auch hier die Jesuiten ein Externat für Knaben, die Franziskanerinnen ein Internat für Mädchen. —

Rings um den Stadtplatz herum ist nur Kamp und etwas nachgewachsener Buschwald, in den Bergwald hinein ziehen sich nach allen Seiten die eigentlichen Colonien. Eine Stunde entfernt von St. Cruz, auf der andern Seite des im Hochwasser unpassirbaren Rio Pardinho, ist noch ein zur Colonie gelegener Flecken, die Villa Sa. Thereza, freundlich gelegen. Weide und Vieh sind jezt Ausgang Winters noch

mager, die Thiere werden fett im November bis Januar, haben dann wieder unter zahlreichen Fliegen, Mosquitos und Wespen zu leiden.

Die Italiener sind meist von den Deutschen getrennt angesiedelt, auf Regierungscolonien, die weiter im Innern liegen, wie: Caxias, Conde d'Eu, Donna Izabel und Silveira Martins. Genügsam und ausdauernd, sind auch die Italiener im Allgemeinen gute Colonisten, in manchen Stücken sogar den Deutschen überlegen; ihre Culturen sind mannigfacher, ausser Bohnen, Mais u. s. w. bauen sie auch Weizen und Wein; leichter beweglich als die Deutschen, haben sie den Kleinhandel von Butter, Eiern, Hühnern und Gemüsen ausgebildet. Mit dem, was sie haben, sei es viel oder wenig, fahren sie mit dem Flusssteamer nach Porto Alegre hinunter und laufen so lange bei Hôtels, Händlern und Privaten umher, bis sie ihre Producte an den Mann gebracht haben. Ihr rother Wein ist etwas säuerlich, der weisse hat den Geschmack italienischer Südweine. An Solidität freilich werden die Italiener dem Deutschen nicht gleichgestellt; der Credit, den der Deutsche verlangt, ist fast immer ein berechtigter, verdienter; beim Italiener kann man nicht immer dasselbe sagen.

Wir blieben zwei Tage in Santa Cruz und fuhren dann nach Conto zurück, um von da die Bahn zwei Stunden weiter bis nach Cachoeira zu benutzen. An dem freundlich auf einem Berge gelegenen Rio Pardo mit einer Militairschiessschule vorbei zieht die Bahn in Krümmungen um die Hügel herum, Staub und Hitze machten die Fahrt unangenehm. Cachoeira liegt freundlich oberhalb des Jacuhy auf breiter Hügelwelle, mit weiter Rundsicht auf die umliegende, wenig bewachsene Ebene, die in prachtvoller Abendbeleuchtung an die römische Campagna erinnerte. Die Stadt zählt

etwa 3000—4000 Einwohner, darunter nur 30 deutsche Familien, Handwerker und Bierbrauer. Breite gerade Strassen mit manchen stattlichen Gebäuden, einige grosse Plätze, eine schöne Markthalle und eine alte Kirche wurden gebührend bewundert. Drei deutsche Colonien: S. Angelo, Villa Germania und Botucaraby liefern ihre Producte nach hier; die entfernt wohnenden Ansiedler wohnen 18 Leguas weit weg und brauchen zwei Tage, um zur Stadt gefahren zu kommen. Zwischen Cachoeira und Porto Alegre besteht regelmässige Dampfschifffahrt, die einen Tag stromab, zwei Tage Zeit stromauf in Anspruch nimmt.

Die Stadt Cachoeira war momentan sehr still, belebt ist sie während der Schlachtsaison vom November bis Mai und nur um das nahe gelegene Paredão, die grösste brasilianische Harqueada (Schlächterei) zu sehen, waren auch wir hierher gekommen.

Am nächsten Morgen sandte man uns von der »Brazilian Extract of meat & hide factory, lim^d., Viuva Claussen & Co. Succ^s.« einen bequemen Wagen und wir fuhren in einer halben Stunde nach dem auf hoher Barranca am Jacuhy gelegenen Paredão. 1877 von der deutschen Firma Claussen gegründet, war die Anstalt damals nur auf Dörrfleisch-Bereitung eingerichtet; seit 1887 einer englischen Gesellschaft gehörig, sind grosse Erweiterungen und momentan auch die Einrichtungen für Fabrikation von Fleischextract getroffen worden.

In der Zeit von Ende November bis Ende Mai werden die Heerden angetrieben und täglich etwa 300—400 Stück, in der Saison circa 45,000 Ochsen geschlachtet und verarbeitet. Die Thiere werden durch eine sich verengende Einzäunung (corral) an das Schlachthaus getrieben, mit einem kleinen Messer ins Genick gestochen und so betäubt auf einem niedrigen Roll-

wagen hereingezogen, wo ihnen der Hals aufgeschnitten wird. Mit verblüffender Geschwindigkeit beginnt sofort das Häuten des Thieres und das Abschneiden des Fleisches in langen Streifen, welches mit einer derartigen Geschicklichkeit betrieben wird, dass bald nur die blanken Knochen neben Haut, Fleisch und Eingeweiden liegen. Das Fleisch wird wiederholt eingesalzen und an der Luft auf Hürden getrocknet, welche Procedur im Ganzen circa einen Monat in Anspruch nimmt; nach den ersten Salzungen kann das Fleisch, ohne zu verderben, auf grossen, mit Häuten bedeckten Haufen monatelang im Freien liegen, ehe es versandtbereit bearbeitet wird. Das fertige Dörrfleisch wird in Ballen von 4 und 5 Arroben verpackt und hält sich jahrelang. Man rechnet auf jedes Rind einen Ertrag von 4 Arroben Dörrfleisch, aber auch von allem Anderen wird rationell profitirt: die Häute, Hörner, Klauen und Knochen finden leicht prompten Absatz; die Zungen und corned beef werden in Dosen eingemacht; Talg, Leim, Knochenasche geben willkommene Nebenproducte, Blut und Abfälle aber werden zu Guano verarbeitet, der von den hiesigen Bauern schon mehr und mehr gewürdigt, und mit 35 Milreis per Tonne von 1000 Kilos bezahlt wird. In letzter Saison kostete ein Rind 18 bis 22 Milreis per Kopf und der Preis des Dörrfleisches war 4 $ 200 per Arroba von 15 Ko. —

Den grossen, weitausgedehnten Anlagen schliesst sich eine kleine Colonie von Lehmhäusern für die 300 Arbeiter an; theilweise leben dieselben im Winter, ohne irgend etwas zu arbeiten, vom Erträgniss ihrer Thätigkeit während der Saison, während der sie theilweise sehr gut verdienen. Für Häuten und Schneiden eines Thieres wird 500 Reis per Kopf bezahlt; ein Mann verarbeitet per Tag 15 bis 18 Stück, Spanier (Orientalen), die darin am Geschicktesten sind, bringen

es zu 30 Stück per Tag und bis zu einem Verdienst von nahe an 3000 Milreis per Saison. Reparaturen, Neubauten und Holzfahren, was alles möglichst ausserhalb der Saison besorgt wird, geben aber auch im Winter Gelegenheit zu Verdienst. Ein eigener Schienenstrang verbindet die Fabrik mit der Bahn.

Mit Dank für freundliche interessante Führung von Herrn George Claussen schieden wir von der Fabrik, die aller Voraussicht nach immer mehr prosperiren dürfte. —

Wir hatten die Absicht gehabt, die Provinz Rio grande bis Uruguayana zu durchqueren, von da mit der Bahn nach Salto und alsdann den Uruguay hinunter per Dampfer nach Montevideo zu fahren. Auf der neuesten Karte, die ich von Rio mitgebracht und die unserem Programm als Basis gedient hatte, war die Bahn von Porto Alegre bis Uruguyana als fertig und im Betrieb befindlich markirt; nun war das aber eine der zahllosen Ungenauigkeiten auf brasilianischen Karten, die Bahn ging nur erst bis Umbú und von dort aus sind es noch 4 Tagereisen per Diligence durch öden Kamp nach Uruguyana. Trotz der vielen Mordgeschichten, die uns über diese höchst unsichere Gegend berichtet wurden, hatten wir uns von unserem Plane nicht abbringen lassen, sondern uns in Porto Alegre mit den nöthigen Waffen und Lebensmitteln für die Reise versehen, und da wir nirgends erfahren konnten, ob eine regelmässige Fahrverbindung zwischen Umbú und Uruguayana verkehre, telegraphisch angefragt, bezw. bestellt. Die Antwort lautete, dass man uns von Uruguayana für 140 Milreis einen Wagen nach Umbú schicken wolle, aber erst in acht Tagen. Dieser Zeitaufschub passte uns nicht in unser Programm und so gingen wir denn über Porto Alegre nach Rio grande zurück, den

Seeweg nach Montevideo, den kürzesten und bequemsten wählend.

Zum Schluss noch einige Allgemeinbetrachtungen über die Provinz Rio grande. Mit ihren 236,000 Quadratkilometern ist sie unter den 20 Provinzen Brasiliens der Grösse nach die zehnte mit 968,000 Seelen (Volkszählung 1888), nach Minas, Bahia, São Paulo, Rio de Janeiro und Pernambuco die sechste nach Einwohnerzahl. Wie viel Deutsche und Deutschredende hier wohnen, darüber giebt keine Statistik Bescheid und die Schätzungen darüber gehen sehr auseinander; die Zahl 200,000 dürfte annähernd richtig sein. Die Qualität des Landes ist im Allgemeinen gut und seine Zukunft liegt in der Colonisation; da die Brasilianer selbst im Allgemeinen zu träge sind, um hier etwas anderes als Viehzucht zu treiben, so müssen eben andere Kräfte für sie eintreten. Mannigfach sind sie denn auch schon gezwungen, ihre Ländereien an die Banken zu überlassen und damit bieten sich günstige Colonisationsgelegenheiten. Die deutsche Einwanderung nach Rio grande hat leider sehr nachgelassen, von den 5000 Einwanderern in 1888 und 10,000 in 1889 waren dreiviertel Italiener, Deutsche nur 277 bezw. 423.

Was die oft besprochenen Separationsgelüste Rio grande's anbelangt, so sind alle ruhig denkenden Leute der Ansicht, dass jeder vernünftige Grund dazu fehlt. Was sollte wohl aus den Finanzen dieser Provinz werden, die jetzt schon nicht selbstständig bestehen kann, sondern Zuschuss aus der Reichskasse braucht, wenn sie sich gegen vier Nachbarn zu vertheidigen hätte? Welchen Anhalt hätte das portugiesisch sprechende Rio grande, losgerissen von dem grossen Brasilien, an den spanisch sprechenden, missgünstigen Nachbarn? Was ist denn überhaupt der Grund, der es zur Losreissung bewegen könnte, wenn nicht das zu-

weilen hervorgetretene Missbehagen mit der straffen Centralisirung der Regierung, deren Fäden alle in Rio zusammenliefen? Und ist dieses Bedenken nicht gehoben durch das Föderativsystem der neuen Republik, das den einzelnen Staaten, früher Provinzen genannt, Selbstverwaltung sichert? Wie gesagt, es ist wohl kaum möglich, irgend einen vernünftigen Grund zur Separation zu finden; aber Vernunft behält nicht immer die Oberhand, persönliche mehr oder weniger trübe Interessen spielen hier eine grosse Rolle mit, es genügt, die hiesigen Zeitungen zu lesen, in der sich die sogen. »historischen« und »adhesiven« (die alten und neuen) Republikaner in unanständigster Weise befehden, um zu erkennen, dass Alles mehr Personen- als Princips-Frage ist. Und bei der Indolenz der grossen Masse kann vielleicht irgend ein dunkler Ehrenmann, der das Militair auf seiner Seite hat, mit Aussicht auf Erfolg einen Putsch wagen. Die Hälfte des gesammten brasilianischen Heeres steht in Rio grande do Sul und politisirt viel mehr mit, als es sollte und ohne sich zu überlegen, wer es wohl im Separationsfalle ernähren sollte. Das kleine Rio grande allein? Gewiss nicht.

Siegt ruhige Ueberlegung, so hat die Provinz eben keinerlei Grund, sich von dem grossen und als Ganzes angesehenen und mächtigen Gesammtreich zu trennen.

Montevideo.

Wir schifften uns in Rio grande an Bord des »Porto Alegre« ein, des neuesten, dem brasilianischen Lloyd gehörigen Doppelschraubendampfers, der electrisch beleuchtet, gut ventilirt und elegant eingerichtet ist. Nachdem wir in einer Stunde bis zum Leuchtthurm gefahren und dort Lootsen und drei blinde Passagiere abgesetzt, die sich im Schiff versteckt und gratis nach Montevideo zu kommen versucht hatten, fuhren wir zwischen den flach verlaufenden Ufern und von Möven besetzten Sandbänken hindurch, über die Barre hinweg in den dunkelgrünen Atlantic hinaus. Die Reise geht immer wenige Meilen von der Küste entfernt, die von Gran Castilhos ab gut mit Leuchtthürmen versehen ist. Um das gefährliche Cap Maldonado herumbiegend, passiren wir die Steininsel Jola de lobos, deren Seehundsfang vortheilhaft verpachtet ist; ferner die flache, öde Felseninsel Flores mit Leuchtthurm und Quarantainestation, in der man gegen schweres Geld schlechte Verpflegung findet, so oft die orientalische Regierung es für angezeigt erachtet — oft genug ohne alle Berechtigung — die von Brasilien kommenden Schiffe als gesundheitsgefährlich zu erklären und die Passagiere einer bis zu vierzehn Tagen ausgedehnten Observation zu unterwerfen. Rechts erschienen verschiedene Seebadstationen, deren beliebteste das freundliche Pocitos ist; dann tauchen allmählich Thürme

und Häuser von Montevideo auf, alles überragend der grosse Prachtbau des Hôtel national mit seinen französischen Mansardendächern, und nach 26stündiger Fahrt werfen wir dem Zollhause gegenüber Anker. Wir müssen $1^1/_2$ Stunden warten, ehe es der Hafenpolizei beliebt, an Bord zu kommen und nachdem deren Besuch endlich glücklich erledigt ist, dürfen auch die Boote heran, die bislang in respectvoller Entfernung bleiben mussten. Die Gepäckrevision im Zollhaus wird schlank gehandhabt und wir suchen das vortreffliche »Hôtel des Pyramides« auf; andere gute Hôtels sind: la Paix, Oriental, Continental, Paris. —

Montevideo, erst Anfang vorigen Jahrhunderts gegründet, ist auf einer hügeligen Landzunge gelegen, die gegen den »Cerro«, den Berg, der Montevideo den Namen gegeben, vorspringt und dadurch eine Bai bildet, die weder sonderlich gross, noch tief, noch geschützt ist. Die transatlantischen Dampfer grösseren Tiefgangs bleiben deshalb auch auf der etwa drei Meilen vom Lande entfernten Aussenrhede vor Anker. Momentan war das Meer ruhig, wie ein Strom, wenn aber die Pamperos vom Süden herüber wehen, ist der Seegang ein derartig starker, dass die Dampfer zuweilen drei Tage warten müssen, ehe sie mit dem Lande communiciren können; Aus- und Einschiffen von Passagieren sind dann sehr ungemüthlich. Grossartige Hafenbauten mit Wellenbrechern, im Werthe von 12 Millionen Pfund Sterling waren projectirt und dem Präsidenten Santos für Gewährung der Concession nicht weniger als 700 000 Pfund Trinkgeld versprochen; das kleine Privatgeschäft wurde aber vorzeitig ruchbar und so unterblieb der Hafenbau bis heute.

Der Gesammteindruck der Stadt Montevideo ist ein ungemein freundlicher; gerade, meist sich recht-

winklig schneidende Strassen, gut gepflastert, mit guten Trottoirs versehen, überziehen den Hügel von der einen Seite des Meeres zur andern. Die Bauart der Häuser ist durchaus andalusisch: Erdgeschosse in den Vorstädten, ein bis zweistöckig in der inneren Stadt, haben die Häuser alle flache Dächer, Azoteas, die mit Steinballustraden oder eisernen Gittern umgeben sind, zuweilen auch schon mit den Balconansätzen für eventuellen späteren Weiterbau nach oben; hin und wieder erheben sich auf dem flachen Dach, das besonders Abends einen beliebten Aufenthaltsort bietet, noch kleine Aussichtsthürme, Miradores. Schön gearbeitete Eisengitter schützen aussen die bis tief zum Erdboden herunterreichenden, im Innern mit Holz-Jalousien verhängten Fenster, elegante, kräftige Holzthürme, mit einem kleinen verschliessbaren Messinggitter, durch das der Einlasssuchende erst beobachtet werden kann, führen auf die durchgängig mit weissem Marmor belegte Flur, beim Etagenhaus zu dem Treppenhaus, dessen Stufen und oft auch Wandverkleidungen gleichfalls in weissem Marmor prangen, beim Erdgeschosshaus durch eine elegante Glasthüre zum Patio, dem mit Marmor belegten, mit Zierpflanzen, Statuetten und Springbrunnen geschmückten Lichthof, auf den die inneren Zimmer ausmünden, ähnlich wie im alten griechisch-römischen Wohnhause. Weisser Marmor, in grossen Massen von Italien eingeführt, bildet auch bei der äusseren Ausschmückung der durchgängig sehr schön gebauten Häuser eine grosse Rolle. Schöne Lagerhäuser und Läden zieren die Strassen der inneren Stadt, die in den belebten Theilen mit Gasbögen überzogen sind, deren aufgesetzte bunte Glaslampions bei festlichen Veranlassungen zu Illuminationen dienen. Die Beleuchtung der Stadt geschieht fast durchweg schon

durch electrische Glühlampen, die von einer grossen Centralfabrik aus bedient werden. Eine grosse Reihe feiner zweispänniger Privat- und Miethswagen, alle schwarz lackirt, Coupés, Victorias und Landauer mit Vollblut- und Halbblut-Pferden sprechen für den Luxus, den man hier in Gespannen treibt. Die Miethwagen sind alle unnummerirt und machen mit Ausnahme des livréelosen Kutschers meist einen durchaus herrschaftlichen Eindruck; in der That sind die meisten Fiaker Privatwagen gewesen, die seit dem Krach abgeschafft werden mussten. Ein ausgedehntes Pferdebahnnetz bietet häufige Gelegenheit, grosse Strecken bis weit in die Vorstädte hinaus, billig und schnell zurücklegen zu können; die »treus« (Pferdebahnwagen) wie andere Wagen fahren ohne Bremsen durch die theilweise ziemlich steilen Strassen, ein Pferd mit Schellengeläute ist gewöhnlich den andern beiden Thieren vorgespannt.

Die Hauptverkehrsstrasse der inneren Stadt ist die Calle 25 de Mayo, die sich auf halber Höhe des Hügels hinzieht und die glänzendsten Läden, Hôtels und Bankpaläste aufweist. Auf dem Kamm des Hügelzuges folgen sich eine Reihe von Gartenplätzen und Strassen, die dadurch einen besonderen Reiz gewinnen, dass sie auf beiden Seiten einen freundlichen Blick über die unter ihnen liegende Stadt und darüber hinaus auf Bai und Meer bieten. Die günstige Lage Montevideo's ist auch der Reinlichkeit sehr förderlich gewesen, jeder Regen schwemmt die glatt abfallenden Strassen gründlich rein.

Der alte Hauptplatz der Stadt ist die mit Gartenanlagen geschmückte Plaza de la Matriz, wo im Sommer allabendlich Concerte stattfinden; hier erheben sich mit ihren kachelbelegten zwei Thürmen und der Kuppel die grosse Kathedrale (Matriz), deren Inneres

reich, aber nicht überladen ausgestattet ist; ferner der Prachtbau des »Club Uruguay« mit seinen reichen Arcaden, Loggien, Façaden in weissem Marmor, und sodann die Deputirtenkammer. Dicht dabei ist der grösste Platz der Stadt, die gepflasterte und mit Bäumen und Bänken besetzte Plaza Independencia, an der das Regierungs- und Senatsgebäude, verschiedene Hôtels und das grosse Opernhaus teatra Solis liegen, letzteres mit schöner von zwei Rundpavillons flankirten Säulenfaçade und breitem Treppengang. Die anderen drei Seiten sind unten von Geschäftsläden eingenommen, sodass das Theatergebäude, trotzdem nur wenige Monate im Jahre gespielt wird, sich trefflich rentirt. Im rechten Flügel befindet sich das Nationalmuseum, eine Sammlung von Gemälden, Abgüssen und naturhistorischen Sachen, bislang ziemlich unbedeutend, seit Kurzem einem deutschen Gelehrten zur Neuorganisation übertragen.

Hinter dem Opernhause liegt die grosse Centralmarkthalle, die mit ihrem fliessenden Wasser und den reinlichen Eisen- und Marmorbänken, auf denen Fisch, Fleisch, Obst und Gemüse zum Verkauf gelangen, einen sehr guten Eindruck macht.

Die Plaza Independencia ist grossentheils von einem hohen Säulengang umgeben, der einem Machtworte des Dictators Santos zu Folge allen Häusern vorgebaut werden musste, und da die Gliederung der Etagen in den verschiedenen Häusern sehr verschieden war, die Arkaden aber fortlaufend gleiche Höhe haben, so wurden die Façaden der meisten Häuser eigenthümlich durchschnitten und entstellt, soweit nicht das Geld vorhanden war, sie entsprechend umzubauen.

Immer weiter auf dem Kamm des Hügels laufend und leicht aufsteigend führt von der Plaza Independencia die breite, mit Bäumen eingefasste, schöne

Avenue 18 de Julho zunächst zu dem Gartenplatz Cachanga, dem höchsten Punkte der Stadt, dessen von einer Freiheitsstatue gekrönte Säule von vielen Theilen der Stadt sichtbar ist. Speciell von diesem Platze aus hat man einen schönen Blick durch die schnurgeraden langen Strassen den Hügel hinunter zu der am Wasser liegenden Fabrikgegend und links und rechts blaues Meer. Dicht bei diesem Platze befindet sich der Palast von Santos, dessen innere Einrichtung in Marmor prangt, jetzt von seiner Wittwe bewohnt.

Der Calle 18 de Julho weiterfolgend, gelangt man nach einer Viertelstunde, rechts abbiegend, zu dem grossen, prachtvoll angelegten Centralfriedhof, der in drei Abtheilungen zwischen Blumen und Cypressen ziemlich steil zum Meere abfällt und in dieser Umgebung einen doppelt stimmungsvollen Eindruck macht. Die Einrichtung ist die der italienischen Kirchhöfe, mit ihren übereinander eingemauerten Särgen in den Mauern, Familiengrüften, Urnen u. s. w.

Die Calle de 18 Julho führt, etwa eine Stunde lang, noch bis zur Vorstadt Union, unter deren vielen freundlichen Häusern sich stolz der luftige weisse Säulenbau des italienischen Hospitals hervorhebt, der innen und aussen von Arcaden umgeben, einen fürstlichen Eindruck macht.

Steigt man nach dem Strande der Vorstadt hinunter, so gelangt man zunächst an die Fabrikgegend des Paso de Molinos mit grossen Dampf- und Windemühlen, zum Mahlen des jetzt sämmtlich im Lande selbst erbauten, nicht mehr wie früher importirten Weizens; ferner sind da Möbel-, Bier-, Eis- u. a. Fabriken, theilweise mit Besitzern germanischen Namens, die Bierfabriken ein Product herstellend, das vom

Fass und in Flaschen ausgeschenkt wird und so gut ist, dass es fremdes Bier fast verdrängt hat.

Hierauf folgt nun in der Richtung nach dem Park El Prado eine ganze Reihe reizender Villen inmitten freundlicher Gartenanlagen; die europäischen Bäume beginnen eben, Mitte October, auszuschlagen, die Obstbäume prangen in weissem Blüthenflor, Levkojen und Veilchenduft erfüllt die Luft, Vergissmeinnicht und Schneeballen stehen neben Palmen und Draceen, Magnolien- und Oleander-Knospen fangen an aufzuschwellen, es ist die glücklichste Mischung zwischen der Vegetation der Tropen und der gemässigten Zone, wie sie dem schönen, südeuropäischen Klima Montevideos entspricht. Die Temperatur kommt im Winter und bei Südwind wohl bis auf ÷ 1° herunter und kann im Sommer speciell bei Nordwind recht heiss werden, die Durchschnittstemperatur ist aber eine sehr angenehme.

Die schönste der hier liegenden Besitzungen ist der Gartenpalast der argentinischen Gesandschaft, dicht dabei der Eingang zum städtischen Prado, dem Bois de Boulogne Montevideo's. Ganz von Menschenhand angelegt, besteht dieser Park hauptsächlich aus Eukalypten, Pappeln, Weiden und Kiefern, die auf hügeligem Terrain mit Geschmack angepflanzt sind und in Verbindung mit geschickt verwandtem fliessenden Wasser ein sehr freundliches Gesammtbild geben. Reit-, Fahr- und Fussweg sind musterhaft gehalten, ebenso die schönen Gartenanlagen, die sich um das Caffee- und Concerthaus ausdehnen und in der Nähe befindet sich unter Bäumen ein weiter Platz zur Abhaltung von Volksfesten, wie ich eins später am 8. December die spanische Colonie unter grossartiger Betheiligung feiern sah.

Benutzt man die Pferdebahn von Paso de Molinos weiter, so umfährt man in reichlich einer Stunde den

ganzen weiten Bogen der Bai bis zu dem der Stadt gegenüber liegenden »Cerro», dessen kahle, nur mit etwas Gras bewachsene stumpfe Kalkschiefer-Pyramide weit und breit den einzigen Berg darstellt. Von der Festung Artigas und einem Leuchtthurm gekrönt, bietet er besonders bei Nachmittagsbeleuchtung, etwa zwischen vier und fünf, einen reizenden Blick auf Stadt und Umgebung.

Grosse Kohlendepots und das Staatsdock liegen auf dieser Seite, die durch kleine Steamer in fortwährender Verbindung mit der Stadt steht. Dieselben brauchen nur 20 Minuten Fahrt, schaukeln aber selbst bei sogenannter ruhiger See ziemlich stark. Wir legen mit ihnen an der grossen Holzbrücke vor dem Zollhaus an, wo die Station für all die kleinen Dampfer ist und benutzen die Gelegenheit, uns in dieser Hafengegend etwas umzusehen.

Links dehnt sich die Reihe massiver zweistöckiger Zolldepots, rechts ist wieder eine Markthalle, von vielen Kneipen, auch solchen mit deutschen Namen, umgeben. Wir sehen in der Calle Cerrito die Kirche San Francisco, deren characteristischer, achteckiger Thurm sich aus dem Häusermeer emporhebt Dicht dabei treffen wir einen von zahlreicher Volksmenge umstandenen Marmorpalast, über dessen Portal die Gruppe zweier von einer Frauengestalt geschützter Kinder prangt. Man glaubt, eine Wohl hätigkeitsanstalt vor sich zu haben und betritt die grosse Halle, um die durch Maschinen bewegten grossen Lotterieräder arbeiten zu sehen; die hier, wie in Brasilien, wenig zur Ruhe kommen. Am Ende der Strasse treffen wir auf die direct am Meere liegende grossartige Badeanstalt der Compañia nacional de credito und obras publicas, deren Inneres fast ganz mit weissem Marmor ausgelegt ist. In elegant decorirten

hohen Hallen finden wir zwei grosse Schwimmbassins für Herren und Damen, rings herum Wannen-, Douche- und andere Bäder mit allem erdenklichen Comfort ausgestattet, glänzende weite Conversations-, Warte- und Restaurationssäle, kurz, das gesammte Etablissement ist eine Musteranstalt allerersten Ranges. Da Montevideos Bäder auch von Buenos Aires uud anderen Städten aus viel besucht werden, baut die Compañia nacional neben ihrer Badeanstalt auch noch das vierstöckige Monstrehôtel Nacional, weitaus das grösste Gebäude Montevideos, das zwar als Bau fertig ist, vorläufig aber nicht eröffnet werden kann, weil die betreffende Actiengesellschaft, die mit einem Capital von 10 Millionen Pesos Gold arbeitet, von dem Krach in erster Linie zu leiden hatte; ihre Actien stehen auf 7 und sie hat nicht einmal das nöthige Geld oder den Credit, um den Zoll auf die in der Aduana liegenden, aus Europa gekommenen Möbel und Einrichtungen für das Hôtel bezahlen zu können.

Argentinien hat sich übrigens in Mar del Plata, zehn Stunden Eisenbahnfahrt, südlich von Buenos Aires liegend und mit einem hocheleganten Badehôtel »Bristol« ausgestattet, jetzt sein eigenes Seebad eingerichtet. —

Um die Ecke der Landzunge herumbiegend, von der Bai uns nach der Meeresseite zu wendend, finden wir dem Strand parallel laufend hier die Calle Santa Thereza; während in dem oberen Theil der Stadt grossstädtisches Nachtleben fehlt und gegen 11 Uhr auch die Hauptstrassen still sind, spielt sich hier unten ein in seiner Art interessantes Nachtleben ab. Die hier befindlichen Tanzlocale sind von Polizei bewacht, die jeden Eintretenden zunächst nach Waffen untersucht und wenn man sich die Gesellschaft ansieht, die hier verkehrt, wundert es Einen nicht zu

hören, dass hier trotz aller Vorsicht, fast nächtlich Messer- und Revolver-Affairen vorkommen. Die Polizei ist übrigens gut organisirt und scharf controllirt und signalisirt sich des Nachts pfeifend ihre Anwesenheit von Posten zu Posten. Auch die Stunden werden durch Pfiffsignale von ihnen markirt. —

Am Ende der Calle Santa Thereza, in eigenthümlicher Nachbarschaft, liegt die englische, an die deutsche Gemeinde mit vermiethete Kirche und von da wieder nach oben steigend, passirt man, dem Teatro Solis gegenüber, das elegant eingerichtete Haus des deutschen Clubs »Frohsinn«, der etwa 100 Mitglieder zählt.

Das Strassenleben Montevideo's bietet wenig characteristisches; die Damen, mit Recht in ganz Südamerika wegen ihrer Schönheit berühmt, tragen theilweise noch die schwarze Spitzenmantille über den Kopf. Die Arbeiterbevölkerung trägt meist das runde, spanische Barret. Man trifft viele Reiter an, die selbst innerhalb der Stadt im Galopp sprengen. Die Kutscher der Lastfuhrwerke reiten gewöhnlich auch auf einem ihrer drei Maulthiere, während ein viertes Thier frei hinter oder neben dem Wagen mitläuft.

Bei Leichenbegängnissen wird hier wie in Buenos Aires grosser Pomp entwickelt; kostbare Leichenwagen werden von schwarzen Hengsten gezogen; Kutscher und Diener müssen Neger sein, die hier zu Lande schon eine Seltenheit sind. Pariser Kränze künstlicher Veilchen und Stiefmütterchen, über ein Fuss dick und bis 1½ Meter Durchmesser bedecken den Sarg; der Preis eines solchen Kranzes geht bis 1000 Mark.

Originell sieht das Militair aus, das in theilweise sehr abgetragenen, buntscheckigen Uniformen

und mächtig weiten Pumphosen über den Gamaschen einen wahren Operetten-Eindruck macht, ebenso wie seine blau und weiss gestreiften birnenförmigen Schilderhäuser, die mit holzgeschnitzten, rothbemalten Portièren versehen sind.

Schwarze und Farbige findet man in Montevideo schon selten, beim Militair mehr als beim Civil. —

Vier Telegraphen- und zwei Telephon-Compagnien besorgen Depeschen- und Fernsprechdienst, die Linien des Letzteren, fleissig benutzt, gehen bis 25 Kilometer Entfernung in den Kamp hinaus und bis nach Buenos Aires hinüber.

In der Sala de commercio, dicht bei dem schönen Börsensaal, finden Abonnenten einen guten täglichen überseeischen Depeschendienst.

Die Stadt Montevideo, die sich innerhalb der letzten zehn Jahre ausserordentlich gehoben hat, mag heute 170,000 Einwohner zählen, die ganze Republik Uruguay, deren einzig nennenswerthe Stadt neben Salto, Fray Bentos und Paysandú sie ist, 8 bis 900,000 Seelen, worunter im Ganzen ca. 5000 Deutsche sein sollen. Colonisation und Einwanderung sind in Uruguay noch sehr wenig entwickelt; fünf Stunden hinter der Eisenbahnstation San José, in der Nähe Montevideo's, liegt als blühendste die schweizer Colonie, deren 5000 Bewohner Milch, Butter, Käse und Honig zu Markte bringen; ausserdem existiren noch eine piemontesische und eine spanische Colonie, die Ackerbau und Bienenzucht treiben.

Der Export Uruguays, entsprechend seinem für Viehzucht und Ackerbau geeigneten Kampland, besteht in Häuten, Dörrfleisch, Fleischextract und anderen Fleischproducten von Fray Bentos (Liebig) und Paysandú, Wolle, Mais und Weizen.

Der Import, an dem in erster Linie deutsche,

dann englische und französische Häuser theilnehmen, ist bedeutend grösser, als er für Uruguay's Bedürfnisse allein nöthig wäre, weil Montevideo gleichzeitig ein grosses Zoll-Entrepôt für Südbrasilien, Paraguay und Argentinien, besonders aber für das Erstere ist. Die billige Zoll-Lagermiethe von nur ½ % vom officiellen Werth der Waaren für ein ganzes Jahr begünstigt, die Möglichkeit des Schmuggels stimulirt diesen Import über die Lebensbedürfnisse hinaus. Besonders der legitime Handel von Rio grande do Sul hat zu Gunsten Montevideo's viel leiden müssen; die Waaren gingen von hier in transito zollfrei nach Salto und von da mit Ochsenkarren, jetzt per Bahn, weiter nach dem brasilianischen Grenzort Uruguayana; aber von 100 Kisten kamen kaum 40 in Uruguayana an, die Carreten mit den anderen 60 Kisten bogen schon vorher rechts ab und erreichten auf Nebenwegen Brasilien, ohne Zoll zu bezahlen. Selbst die über Uruguayana und S. Anna de Liuzamento in Brasilien eingehenden Waaren bezahlten übrigens wenig genug Zoll, da Häuser, deren Vorderthüren auf uruguayisches, deren Hinterthüren bereits auf brasilianisches Terrain mündeten, den Verkehr »erleichtern« halfen. Eine schärfere Grenzbewachung seitens Brasiliens sucht dem Unfug jetzt energischer zu steuern. Uebrigens litt bei den bisherigen Umständen zuweilen selbst Uruguay, insofern auch »in transito ausgehend« declarirte Güter schliesslich im Lande blieben, ohne Zoll zu bezahlen und also in diesem Falle nicht die brasilianische sondern die orientalische Regierung selbst die betrogene war.

Nach Aufhören der drückenden Dictatur Santo's und der Uebernahme der Präsidentschaft durch Tajes trat vor drei Jahren ein allgemeines Aufleben von Handel und Unternehmungsgeist ein, Gründungen von

Banken und Unternehmungen aller Art überstürzten sich, der Luxus stieg mit dem leichten Gewinn, die edelsten Rassepferde wurden zahlreich von Europa importirt und die Verhältnisse entwickelten sich so ungesund, wie auf der anderen Seite des La Plata in Argentinien. Nicht lange sollte diese Scheinblüthe dauern; als Anfang 1890 Herrera y Obes, seit langer Zeit zum ersten Mal eine Civilperson, zur Präsidentschaft gelangte, war der schlechte Stand der leitenden Finanzinstitute nicht mehr zu verhüllen. Die Banco nacional, das grösste der Regierung nahestehende Bankinstitut mit einem Capital von 12 Millionen Pesos Gold, das die Regulirung der Staatszinsen besorgt und als Depot für die Zollgelder dient, erwies sich als so schwach, dass ihre Actien auf 30 fielen und kein Mensch mehr ihre Banknoten annehmen will, obgleich die Emission von der Regierung garantirt ist. Lange Jahre hatte nämlich in Uruguay, ganz im Gegensatz zum übrigen Südamerika, die schönste Hartgeld-Währung geherrscht (ein Pfund Sterling werthet $ 4,70, ein Peso hat 100 Centesimos, 10 Centesimos = 1 Real, 2 Centesimos = 1 Vintem) und auf dem Kamp hatte man nie anderes Geld als Hartgeld angenommen. In der Stadt dagegen hatten in den letzten Jahren vielfach die Banknoten der Banco nacional und anderer Banken (die besten sind die Commercial und die London und River Plate Bank) anstandslos coursirt, weil sie auf Wunsch jederzeit zu Pari in Gold eingelöst wurden. Nun kam der Krach, die Banko nacional stellte die Einlösung ihrer Noten vorläufig auf 6 Monate ein — inzwischen ist der Termin auf weitere 6 Monate, bis Juni 1891, verlängert worden — das Goldagio ging auf 30, später 60 % und selbst so wollte bald Niemand mehr überhaupt noch Papiergeld annehmen; die Pferde-

bahnen, Läden und Hôtels verweigerten Banknoten, die Importhäuser trafen ein Abkommen, nur gegen Hartgeld zu verkaufen und Kunden, die sich nicht darein fügen wollten, sofort den Credit zu kündigen: kurz, das Papiergeld war ausser Cours. Die Regierung konnte die Banco national umsoweniger fallen lassen, als Herrera mit ihrem Gelde zum Präsidenten gewählt worden war: einflussreichen Deputirten und Militairs waren, um ihre Stimmen zu sichern, Credite in der Bank angewiesen worden; Herrera selbst soll ihr $1^1/_2$ Millionen schulden und man begreift unter diesen Umständen leicht, wesshalb man die Creditorenliste der Bank geheim hält.

Da die Regierung sah, wie der Handel selbst die von ihr garantirten Banknoten der Banco nacional verweigerte, verordnete sie, dass alle Zollabgaben in Papier entrichtet werden müssten, unter Anrechnung des zeitweiligen Agios, um die Circulation der Banknoten zu erzwingen.

Ausserdem erhöhte sie die Importzölle von 31 % auf 36 % vom officiellen Werthe und führte die abgeschafften Exportsteuern wieder ein, um den geschwächten Finanzen aufzuhelfen; momentan ist die Gesammtlage aber noch nicht gebessert, die Grosshäuser machen schlechte Geschäfte und der Detail verdient vielfach kaum seine Spesen. Grosse Unzufriedenheit herrscht im Lande, die Militairpartei intriguirt und neue Ueberraschungen sind nicht ausgeschlossen.

Argentinien.

Die Verbindung zwischen Montevideo-Buenos Aires wird ausser den transatlantischen Steamern durch Flussdampfer hergestellt, von denen jeden Tag mindestens einer fährt, und die auf beiden Seiten Abends 6 Uhr abgehend, gegen 6 Uhr Morgens auf der andern Seite eintreffen. Die Steamer der »La Platense« sind theilweise mit grossem Luxus eingerichtet, drei Salons mit Spiegelwänden und übertrieben eleganter Einrichtung liegen über einander; ein vorzügliches Diner wird in dem obersten von offenen Galerien umgebenen Salon servirt, Camelienbouquets zieren die Tafel, kleine Bouquets liegen auf jedem Couvert, dreierlei Weine à discretion und Cognac zum Caffee sind im Passagepreis von acht Pesos Gold einbegriffen. Die Steamer fahren theilweise unter englischer Flagge, um bei eventuellen Revolutionen am La Plata unter neutraler Firma ihr Geschäft fortsetzen zu können und nicht der Requisition der argentinischen oder uruguayischen Regierung ausgesetzt zu sein.

Frischgefangene Seefische und Aale bilden einen stehenden Theil der Fracht von Montevideo aus, das noch am Meere liegt, während Buenos Aires von dem Süsswasser des La Plata Stromes bespült wird.

Die Sonne ging in prachtvollem Farbenspiel unter und eine sternklare Nacht hielt uns bei ruhiger Fahrt

noch lange auf Deck, ehe wir unsere gut eingerichten Schlafräume aufsuchten. Morgens gegen 4 Uhr hielt der Dampfer kurze Zeit in Colonia, der ältesten, Ende des 17. Jahrhunderts von den Portugiesen von Brasilien aus gegründeten Ansiedelung in Uruguay, Post und Passagiere wurden befördert und gegen 6 Uhr erscheinen auf der Rhede von Buenos Aires noch $1^1/_2$ Stunden vor der Stadt liegend, die hinter dem gelben Strom als unscheinbarer weisser Häuserstreifen erscheint, die Dampfer und andere Schiffe, deren Tiefgang ihnen nicht erlaubt bis an die Stadt heran zu kommen. Umständlich ist der Verkehr zwischen diesen transatlantischen Steamern und der Stadt auch heute noch, man fährt $1^1/_2$ Stunden von dem Süddock aus mit einem kleinen Dampfer; früher war das noch complicirter. Von Bord des grossen ging man zunächst an Bord eines kleinen Steamers, wo die Tiefe des Fahrwassers für diesen ungenügend wurde, stieg man in ein Boot über und wo auch dafür das Wasser angesichts des so flach verlaufenden Strandes nicht mehr ausreichte, musste noch ein Wagen benutzt werden, der zur grossen Landungsbrücke am Zollhause führte.

Wir fahren durch la Boca, die etwa 20 Meter breite Mündung des kleinen Flusses Riachuelo, der hier den Fahrwassercanal reisst und der als Eingang zu den in Ausführung begriffenen grossartigen Hafenanlagen mit Quais, Docks und Zolldepots dient. Der Fluss selbst liegt voller Schiffe, gleich rechts von der Mündung öffnet sich das bereits fertige Süddock, die Darséna del sud, wo unser Steamer am Quai anlegt, gegenüber der Zollstelle, deren Èxpedition coulant ist.

An das Dock anschliessend folgt nun, der ganzen Stadt entlang vorgebaut, eine grossartige Reihe von im Bau begriffenen Bassins, die dem Meere resp. meeresähnlichen La Plata Strom abgewonnen und

durch Cyklopenmauern geschützt sind. Wie in einem Ameisenhaufen wimmelt das rege Leben und Weben tausender von Arbeitern in den tiefen Gruben; Locomotiven, Dampfkrähne und mächtige Pumpwerke unterstützen allerseits die Menschenhände an dem Colossalbau, gegen den die Pyramiden oder andere Wunderbauten der Alten in den Schatten treten. Für Schiffe bis zu 19 Fuss Tiefgang sollen die Anlagen vorläufig getroffen werden und 80 Millionen Pesos Gold soll das grosse Unternehmen kosten, das unter Zinsgarantie seitens der Regierung von einer Gesellschaft ausgeführt wird. Die kostbaren neugewonnenen Terrains, die zwischen den dem La Plata abgewonnenen Bassins und dem alten Ufer liegen, gehören der Compagnie und werden deren Rentabilität sichern helfen. Eine gewisse Gefahr liegt in der Möglichkeit rascher Versandung, da ein bei Buenos Aires auf Strand laufendes Schiff meistens schon in wenig Tagen rettungslos versandet ist.

Der erste Eindruck des Hafens ist grossartig; sehen wir uns nun in der Stadt selber um, die in den letzten 10 Jahren einen wunderbaren Aufschwung genommen hat. Leicht ist hier die Orientirung. Durch die Calle Rivadavia wird die Stadt in zwei Hälften getheilt, rechtwinklig kreuzen sich all die langen, schnurgeraden Strassen und da die Nummerirung vom Meere anfängt und jede neue Cuadra (Häuserviertel) mit einem neuen Hundert beginnt, so weiss man genau Bescheid, wo man eine gegebene Hausnummer zu suchen hat. Die Strassen der auf leicht welligem Terrain gelegenen Stadt sind nicht breit, im Sommer oft durch viel Staub, im Winter durch Schlamm lästig, theilweise mit Holzpflasterung versehen und wegen des schlechten Abflusssystems der Stadt häufig, besonders im Sommer, übelriechend. Die sonst gesunde

Stadt ist desshalb auch öfters schweren Epidemien ausgesetzt gewesen. Jäher Witterungswechsel, besonders bei Pampero-Stürmen, ist sonst in gesundheitlicher Beziehung unangenehm.

Die Bauart der Häuser ist ähnlich der in Montevideo, im Innern der Stadt und nach der Villenvorstadt Belgrano hinaus eine stattliche Anzahl geschmackvoller und luxuriöser Bauten aufweisend, deren Construction vielfach hier etablirten deutschen Architecten Ehre und Geld eingebracht hat. Die Hauptstrassen in der Stadt sind die Calle San Martin mit den Banken; die Calle Florida, die feinste Läden- und Flaneur-Strasse; die Calle Piedad mit vielen Grosshäusern. Bank-, Geschäfts- und Privatpaläste sind an Stelle alter bescheidener Häuser getreten und gestalten allmählich die gesammte Physiognomie der inneren Stadt um. Feine Restaurants und Confiterien, Luxusbäder mit Pariser und Venetianischen Möbeln, künstlerischen Broncen und allerlei Nippes findet man so reich, wie in Paris ausgestattet. Unter den vielen Hôtels gilt das Grand Hôtel als das beste. Unter den Restaurants stehen oben an Café de Paris, Mercer, Sportsman und Aue, letzteres im Keller des Tornquist'schen Geschäftspalais, Stammpunkt der Deutschen.

Der schönste Platz von Buenos Aires ist die am Ufer des meerartigen Stromes liegende Plaza Victoria, ihre Gartenanlagen sind mit Springbrunnen, einem Belgrano Reiterstandbild und einer Minerva-Statue geschmückt, rings von Palmen-Alleen eingefasst und von Prachtgebäuden umgeben. Wir finden hier den reichen Renaissancepalast der Regierung, gewöhnlich casa rosada genannt, mit prachtvollen Vestibüls, Treppenaufgängen und Säulenhöfen in weissem Marmor; links und rechts vom Regierungsgebäude öffnet sich ein schöner Blick auf den weiten Strom.

Dicht dabei mündet auf den Platz das Prachtportal der neuen Börse; gar lebhaft und nicht selten wild geht es in deren Räumen her, zweimal am Tage, um 12 und um 3 Uhr finden officielle Notirungen statt, die durch electrische Schreibapparate sofort nach den Contoren, Clubs und besseren Restaurants weiterbefördert werden. Nebenan folgen, an Stelle des früheren Theater Colon, das neue Gebäude der Banco nacional — das jetzige Opernhaus ist in der Calle Corrientes —; der erzbischöfliche Palast und die Cathedrale mit schönem Säulenvorbau und einem ehernen Grabdenkmal des Befreiungshelden San Martin † 1850, mit den Frauenstatuen Argentinien, Chile und Peru. Ein im Durchbruch begriffener breiter Boulevard, die Avenida 25 de Mayo soll von der Plaza Victoria aus die Stadt durchziehen. Characteristisch für Buenos Aires sind die äusserst zahlreichen Locale für Auctionen (remates), die man fast in jeder Strasse antrifft, selbst am späten Abend bis um 10 Uhr kann man in der Calle Florida in mit Teppichen belegten und mit Divans ausgestatteten Räumen Auctionen aller Art beiwohnen.

Grossstädtisches Nachtleben in den Strassen nach 11 Uhr Abends fehlt, besonders seit dem Krach; die Geschäftshäuser der Calle Florida wollen sogar ab 1. Januar bei dem Dunkelwerden schliessen, um die Beleuchtungskosten zu sparen.

Ein weitverzweigtes Pferdebahnnetz bedeckt die Stadt und für den billigen Preis von 8 Centavos kann man auf gewisse Strecken fast 2 Stunden fahren. Der Luxus, der mit Wagen und Rassepferden in Buenos Aires getrieben wird, ist ganz unglaublich; eine grosse Reihe guter, meist zweispänniger Miethwagen zu dem billigen Preis von 50 Centavos per Fahrt, findet daneben reichliche Benutzung. Das

Hauptziel des Corsos ist der Park von Palermo. An dem Retiro oder Plaza San Martin mit Kaserne und freundlichen Gartenanlagen und der Bieckert'schen Bierfabrik vorbei, die kürzlich für 1 Million Pfund Sterling gegründet wurde, gelangt man zunächst nach der Recoleta, dem grossen Friedhof, der nach dem Strom zu von geschmackvollen Parkanlagen umgeben ist. An den weiten Wasserreservoirs der Stadt vorbei kommt man sodann zu einer breiten mit Bäumen bepflanzten Avenida, die von luxuriösen Villen und Palästen eingefasst ist und zu dem Parke von Palermo führt. Derselbe ist ganz von Menschenhand angelegt, Pappeln, Weiden, Kiefern und Eukalypten bilden den Hauptbestand, Dracänen, Yuccas, Aloes und Cacteen und eine breite Palmen-Allee, die vom Wasser aufsteigend, den ganzen Park in grader Linie durchschneidet, sorgen für den tropischen Beigeschmack. Eine Menagerie, ein Restaurant à la Café de la Cascado im Boulogner Wäldchen und ein Croquetplatz bieten Unterhaltung, der Hauptgenuss aber ist die allnachmittaglich zwischen 5 und 7 stattfindende Corsofahrt.

Wir hatten Gelegenheit, bei Prachtwetter einen Blumencorso mitanzusehen und trotz der schlechten Zeiten waren gegen 2000 herrschaftliche Wagen, mit Blumen geschmückt und mit Voll- und Halbblutpferden bespannt, zu Platze. Beim Klange der Musik fuhren sie besonders in der Palmen-Allee, die bei einbrechender Dunkelheit durch electrisches Bogenlicht glänzend erleuchtet wurde, in sechsfacher Reihe auf und ab, an den aufgebauten Bogentribünen vorbei und mit Blumen bombardirend. Auch den Präsidenten Pellegrini trafen wir hier, der in seiner einfachen Victoria inmitten all der glänzenden Toiletten ziemlich unbemerkt blieb.

Zwischen Bäumen versteckt liegt hier im Park von Palermo das einfache Erdgeschoss-Haus des grausamen Tyrannen Rosas, ein Gebäude, das heute als Militairschule dient und dessen Anspruchslosigkeit sehr gegen die Paläste des heutigen Buenos Aires absticht. —

Mit derselben Bahn, die nach Palermo führt, gelangt man weiter nach Belgrano, der elegantesten Villenvorstadt von Buenos Aires, mit schönen, öffentlichen Gartenanlagen, gutem Schwimmbad und einer Reihe freundlicher Privatbesitze in Park- und Garten-Umgebung. San Isidro und Tigre, wo der Rudersport betrieben wird, sind die beiden anderen westlichen fashionablen Vororte von Buenos Aires.

Auf der Südseite der Stadt sind die grossen Märkte Onze de Setiembro mit der Westbahnstation und Constitucion mit der Südbahnstation, für die Landesproducte, die früher mit Ochsenkarren hier ankamen, jetzt meist alle schon von der Bahn befördert werden. Fahren wir nach dem schönen Gartenplatz Constitucion, dessen künstliche Ruine allein 800,000 Pesos gekostet hat (d. h. soviel sind wenigstens dafür bezahlt worden, $^3/_4$ davon sind gewiss gestohlen). Hier liegt der freundliche, 1884 eröffnete Südbahnhof. Die Frachtwagen fahren direct in eine grosse mit Glas gedeckte Halle, in deren zweistöckigen Galerien links und rechts die Producte aufgespeichert und von den interessirten Geschäftsleuten angesehen, geprüft und gehandelt werden; es sind dies hauptsächlich Wolle, Mais, Getreide und Felle von Lämmern, Schafen, Kälbern, Rindern, Pferden, Fischottern und Straussen. Zwei bis drei Tage können die Waaren spesenfrei hier lagern bleiben, sind sie alsdann noch nicht verkauft, so bezahlen sie entweder hier Lagermiethe oder sie müssen

nach den ringsum gelegenen »Barracas«, Lagerhäusern, überführt werden. In den Barracas werden dann auch die Wollen classificirt, sortirt und mit Pferdepressen in Ballen verpackt. Das Amt eines Wollkäufers ist in keiner Beziehung ein leichtes, stundenlang muss er unter der Hitze des Glasdaches während des Sommers in den Wollhaufen herumwühlen, fühlen, riechen, schmecken, da trotz des so sehr verschiedenen Zusatzes von Schweiss, Kletten und Erde das Rendiment der Wollen bis auf 1 % Differenz geschätzt werden muss; gute Wollkenner sind denn auch sehr selten. —

Noch weiter südlich, auf der rechten Seite des Riachuelo liegt der, von einem deutschen Architekten für drei Millionen Pesos Gold gebaute Mercado central de frutos, ein aus Ziegel, Eisen und Glas gebautes, ganz colossales Lagerhaus, dreistöckig und von einem labyrinthischen Umfang, so dass es die ganze Production Argentiniens aufnehmen könnte; hauptsächlich ist es für Wolle, Häute und Getreide bestimmt. Ein Product der neuesten Schwindelzeit, wird dieses Lagerhaus noch wenig benutzt und ist im Innern auch noch nicht ganz fertig.

In der Stadt findet man interessante Verkaufshallen für Schafe, Rinder und Pferde zu Zuchtzwecken.

Auf dem grossen Centralmarkt in der Stadt findet man ausser Fischen und Fleisch gutes Gemüse, Riesenspargel und Artischocken, vorzügliches Obst, wie Erdbeeren, Kirschen und Aprikosen, später Birnen und Aepfel; ausgezeichnet ist das hiesige Brot.

Dicht bei dem letzteren Markt, neben der Universität, liegt das naturhistorische Museum, das unter der Leitung des trotz seiner 86 Jahre noch sehr frischen Professors Hermann Burmeister stehend, speciell interessant ist durch dessen hier befindliche Pampa-Ausgrabungen von

Riesenthieren der Vorzeit: Mastodonten, Megatherien und Glyptodonten.

Während ganz Argentinien 4½ bis 5 Millionen Einwohner hat, ist Buenos Aires heute eine Stadt, die mit den Vorstädten Flores und Belgrano zusammen 500,000 Einwohner zählen mag; darunter sind aber nur die Hälfte wirkliche »Porteños« (Name der hier Geborenen), die andere Hälfte sind Fremde und zwar 150,000 Italiener, 40,000 Spanier, 20—30,000 Franzosen, 12—15,000 Engländer, 8—10,000 Deutsche. Trotz ihrer numerischen Minderheit nehmen die Deutschen im Import- wie Exportgeschäft erfreulicherweise die erste Stelle ein, während im Bank- und Eisenbahnwesen die Engländer die erste Rolle spielen. Deutsche Presse, Schule, Kirche und Vereinsthätigkeit sorgen für Aufrechterhaltung deutschen Wesens.

Den Mittelpunkt deutschen Lebens hier bildet der 1855 gegründete deutsche Turnverein, der seit 1858 in der Calle Cordoba sein eigenes stattliches Gesellschaftshaus besitzt. Hinter dem geselligen Zwecken dienenden Haupthaus öffnet sich ein Säulenvorbau auf einem freundlichen Patio, dessen tropische Pflanzengruppen eine deutsche Eiche überragt; vier Kegelbahnen bieten Zerstreuung, eine hohe Turnhalle mit anstossenden Douchebädern bietet Gelegenheit zur Körperübung. Das Stiftungsfest dieses Vereins, der 540 Mitglieder zählt, ist jährlich ein Hauptfest der deutschen Colonie und wir freuten uns, Gelegenheit zu haben, einem solchen gerade beiwohnen zu können. In der grossen, festlich mit Wappen, Fahnen, Pflanzen, und Kaiserbüsten geschmückten Turnhalle waren die Banquettafeln aufgeschlagen, an der die diplomatischen und consularischen Vertreter Deutschlands, Oesterreichs und befreundeter Staaten und die Spitzen der deutschen Colonie Platz nahmen. Eine Reihe schwungvoller,

patriotischer Toaste brachte bald reges Leben in die Festversammlung, die erst morgens gegen 5 Uhr auseinander ging.

Unter der grossen Reihe anderer hiesiger deutscher Vereine sind besonders noch zu nennen eine vorzügliche Singakademie und der Hospitalverein, der mit grossen Opfern ein eigenes Hospital für Deutschredende gegründet hat, das heute inmitten seiner freundlichen Gartenanlagen ausser dem Haupthaus fünf massive Pavillons und eine Holzbaracke aufweist. Die Einrichtungen sind musterhaft, Behandlung und Pflege seitens bewährter Aerzte und von Europa gekommener Schwestern sichern den Kranken allen möglichen Beistand. Mittellose Kranke finden auf Kosten des Hospitalvereins unentgeltliche Aufnahme; zahlende Kranke finden freundlich eingerichtete Privaträume zu ihrer Aufnahme vor. Das Ganze gereicht der deutschen Colonie von Buenos Aires zur hohen Ehre. —

Etwas mehr central als der deutsche Club, in Calle Victoria nahe Plaza Victoria, liegt der internationale »Club de Residentes estranjeros», der nach Art der Londoner Clubs mit gediegenem Comfort eingerichtet ist und einen sehr angenehmen Aufenthalt bietet. —

Die Nationalindustrie ist mit Ausnahme der Textilindustrie, die durch die hohen hiesigen Löhne nicht mit Europa concurriren kann, stark entwickelt, Dampf-Tischlereien, Sägewerke, Ziegeleien, Bier- und andere Getränkefabriken, Kunstschmiederei u. s. w. haben mannigfach auch deutschem Capital und Gewerbefleiss Gelegenheit geboten, sich zu bethätigen. Die neueste Gründung unter Führung einer deutschen Firma ist die grosse Quilmes-Brauerei, die ein ganz treffliches Bier herstellt und grossen Nutzen zu geben verspricht.

Buenos Aires war bis 1880 gleichzeitig Sitz der Bundesregierung und Hauptstadt der Provinz Buenos Aires; im genannten Jahre wurde die Stadt Buenos Aires, um den übermächtigen Einfluss ihrer Provinz zu brechen, als Bundeshauptstadt in der Art von Washington erklärt und als neue Hauptstadt der Provinz Buenos Aires das bis dahin überhaupt nicht existirende La Plata ins Leben gerufen.

Die fünfviertelstündige Fahrt nach La Plata führt aus dem schönen, schon zu klein gewordenen Centralbahnhof in eleganten, durchgehenden Wagen zunächst mitten durch die neuen Hafenanlagen, am schiffbaren Quai des Riachuelo vorbei durch die Vorstadt Barracas, deren Holz- und Wellblechhäuser wegen häufiger Ueberschwemmungen vielfach auf Stelzen stehen, und dann hinaus in den flachen Kamp, dessen mit Gras und Disteln besetzte weite Fläche hin und wieder durch eine Eukalyptusanpflanzung unterbrochen wird. Zahlreiche Heerden veredelter Rinder, Pferde und Schafe treffen wir an, auch einheimische graue und afrikanische weisse Strausse werden hier gezüchtet.

La Plata liegt der Ueberschwemmungen wegen etwas landein, ist mit dem guten Hafen la Ensenada aber durch einen geraden Canal verbunden, der für Küstenschifffahrt dient, die hauptsächlich Obst und Holz von den vorliegenden Holzinseln bringt. Ensenada bietet Schiffen bis 21 Fuss Tiefgang, die Hafenspesen sind geringer als in Buenos Aires, die vorhandenen Depots aber noch sehr ungenügend. 1882 auf dem Boden einer Estancia nach einem grossartigen Gesammtplan zu bauen begonnen, zählt La Plata heute 40,000 Einwohner und eine unverhältnissmässige Menge von Prachtbauten, deren stilvollste von deutschen Architecten herrühren. Ein prachtvoller

Bahnhof mit breitgespannter, gewölbter eiserner Einfahrtshalle und eleganten Warte- und Restaurationsräumen empfängt uns und wir treten nun hinaus in die schachbrettartig angelegte Stadt, deren breite Boulevards mit Bäumen eingefasst und electrisch beleuchtet sind. Theils in italienischer Renaissance, theils in classisch antiken Formen finden wir hier: das Regierungsgebäude, den Congresspalast für den riesigen Stab von 24 Senatoren, die 600 Pesos und 50 Deputirte, die 500 Pesos per Monat beziehen, drei Ministerien, jedes benachbart von einem elegant eingerichteten Privatpalast nebst Zubehör an Stall- und Nebengebäuden für die Herren Minister, der Justizpalast (vom Volke palacio de injustiza genannt), die mächtige Municipalkammer mit hohem Thurm. Alle diese Paläste liegen inmitten kostbarer Gartenanlagen und sind mit weissem Marmor verschwenderisch reich decorirt; äussere breite Freitreppen führen zu hohen, weiten Vestibüls, mit Säulengängen umgebenen Patios und grossartigen Treppenaufgängen, alles in weissem Marmor; die gesammte innere Einrichtung entspricht in Luxus dem Aeusseren. Dazu kommen nun ferner noch: die stolzen Bauten der Provinzial- und der Hypothekenbank, das Riesenopernhaus Argentina, das in Grösse mit der Pariser Oper wetteifert; vierzehn stattliche Schulgebäude, eine mächtige, noch im Bau befindliche Kathedrale u. s. w. Eine Reihe grosser öffentlicher Gartenplätze ziert die Stadt, die ausserdem an ihrer Südseite als Ueberbleibsel aus der Estancia-Zeit ein Eukalyptuswäldchen aufweist. Hier steht der hohe electrische Pharol, der den Schiffern von Ensenada zur Orientirung dient; dabei liegt das Provinzialmuseum, das elegante hölzerne Immigranten-Empfangshaus, das fertig aus den Vereinigten Staaten von Nordamerika importirt, dem ersten Gouverneur

als Wohnhaus diente; in der Nähe dehnt sich die Rennbahn. Zahlreiche Pferdebahnen und elegante Fiaker beleben die Stadt, deren Privathäuser freundlich, aber im Allgemeinen bescheiden sind.

Wenn man bedenkt, dass vor acht Jahren hier überall noch kahler Kamp war, so ist dies Aufblühen wirklich yankeehaft und steht in der That in Südamerika ohne Beispiel da. Freilich, zu was dieser überaus masslose und kostspielige Aufwand für den Verwaltungsapparat nur einer Provinz? Man hat La Plata geradezu ein Verbrechen genannt, weil die Verschwendungen und Veruntreuungen, die bei seiner Anlage vorgekommen sind, zusammen allerdings mit anderen Veruntreuungen öffentlicher Gelder, die früher blühenden Finanzen der Provinz Bunos Aires ruinirt haben.

Und da kommen wir denn überhaupt auf die Kehrseite der glänzenden Medaille zu sprechen: das unglaublich corrupte und verlotterte System argentinischer Finanzen und Politik, das niemals sehr berühmt gewesen ist, unter dem Präsidenten Iuarez Celman aber, der von 1886 bis Mitte dieses Jahres am Ruder war, alles bislang Dagewesene überstieg. Darüber, was sich Iuarez in seiner $3^{1}/_{2}$jährlichen Präsidentschaft »verdient« hat, gehen die Ansichten sehr auseinander, man spricht von 20 bis 100 Millionen Papierpesos und man wird zugeben, dass auch die niedrigst gegriffene Ziffer schon eine recht artige Ersparniss darstellt für einen Präsidenten, der nur einen Jahresgehalt von 30,000 Pesos bezieht. Allein für Gewährung der Buenos-Aires Drainirung-Concession soll er £ 340,000 Trinkgeld erhalten haben. Das von hoher Stelle gegebene anmuthige Beispiel wurde weiter unten fleissig befolgt; Minister und Deputirte liessen sich in der Form kaufen, dass sie sogenannte pagarés

(Zahlungsversprechen) auf runde Summen annahmen, zahlbar 60 Tage nach Passirung gewisser Gesetze, die zu Gunsten von Privatinteressen durchgesetzt wurden.

Die Provinz - Gouverneure behandelten die Provinzialbanken wie ihre melkende Kuh, entnahmen denselben für ihre Rechnung Unsummen und eröffneten ihren Freunden daselbst die ungerechtfertigsten Credite; die Bankangestellten hatten ihre Speculationsconti und bei der Wirthschaft ist es denn nicht zu verwundern, dass die National- bezw. Provinzialbanken fast alle pleite sind. Ausser einigen grossartigen Bankpalästen ist von dem Capital nicht mehr viel übrig und dabei ist für den soliden Handel und für die Cultur seitens dieser Banken wenig genug geschehen. 75 % der Gläubiger der Banco nacional sollen zahlungsunfähig sein, um keinen Staub aufzuwirbeln, wird das Portefeuille aber geheim gehalten.

Die kürzlich untersuchte Provinzialbank von Santa Fé, die einen grossartigen Umsatz hatte, wies einen Cassenbestand von 5 Pesos auf und der Herr Gouverneur schuldete privatim 20 Millionen; Marcos Celman, des Präsidenten Bruder, »wirkte« als Gouverneur von Cordoba nach gleichem Muster, wohin man sieht und hört, überall dasselbe Schauspiel quasi selbstverständlichen Diebstahls bei allen Leuten, die im Amte sind. Gouverneuren wird öffentlich in den Zeitungen nachgesagt, wieviel sie gestohlen haben, ohne dass sie sich auch nur dagegen zu vertheidigen suchen; um den Criminalweg zu betreten, müssten sie erst ihr Amt niederlegen und an der melkenden Kuh scheint ihnen weit mehr als an einem ehrlichen Namen zu liegen. Ich reiste einige Wochen später mit zwei Provinz-Gouverneuren, von denen die argentinischen Mitreisenden ohne alle gêne erzählten: Der Eine hat schon 4 Millionen gestohlen; des Andern

Provinz ist arm und er hat es desshalb nur zu einer bescheidenen Million gebracht. Das wurde aber alles als etwas ganz Selbstverständliches erzählt, von Entrüstung darüber war keine Spur.

Für öffentliche Lieferungen werden doppelt hohe Rechnungen eingefordert, so dass, wenn der Staat für 500 Pesos Werth kaufte, 1000 Pesos berechnet und bezahlt wurden, wovon etwa 600 an die Lieferanten, 400 an die Beamten kamen.

Die Justiz lässt ungefähr Alles zu wünschen übrig, Richter und Unterbeamten sind gleich träge und bestechungsbedürftig. Die officielle Sprechstunde der Richter ist nur von 1 bis 2 Uhr, aber selbst diese knappe Zeit wird oft genug nicht eingehalten. Hat man das Glück, den Herrn Richter endlich sprechen zu können, so wird man liebenswürdig angehört, aber wenn der Herr nicht in irgend einer greifbaren Weise an der Sache interessirt ist oder wird, so bleibt die Angelegenheit einfach liegen. Advokatenspesen hier zu Lande sind usuell ganz pyramidal hoch und man flieht die Rechtsanwälte deshalb nach Möglichkeit. Im Innern des Landes herrscht vielfach noch reine Paschawirthschaft; Uebergriffe, besonders Personen weiblichen Geschlechts gegenüber, sind häufig, unbequeme Gatten werden unter nichtigem Grunde Monate lang kalt gestellt. Der Besitz ist keineswegs gesichert. So wurde z. B. vor einigen Jahren von einem Fremden, der Land gekauft und bezahlt hatte, verlangt, dass er die Hälfte davon gratis an die Regierung »zu öffentlichen Zwecken« abzutreten habe. Nach wenigen Tagen stellte es sich heraus, dass das Land für des damaligen Präsidenten Rocca's Bruder bestimmt war. Proteste seitens des betr. fremdländischen Consulats bei der Inspectoria das terras blieben ohne Antwort. Auch die Gesandschaft trat in Scene und beklagte sich bei'm

Minister des Innern, der Untersuchung der Sache verhiess — und damit war die Sache begraben.

Dem leichten Gewinn entsprechend, wurde auch leicht und viel ausgegeben, Miethen und Lebensunterhalt so wie so nicht billig, wurden immer theurer, der Luxus stieg ausserordentlich. Europa in blindem Vertrauen auf des Landes Entwicklung borgte ungemessene Summen und im Lande selbst wurden flott Banknoten gedruckt, mit und ohne gesetzliche Genehmigung und um allen Anforderungen zu genügen, bis zum Betrag von nur fünf Centavos herab. Theilweise sind nicht einmal die Herstellungskosten dieser Banknoten bezahlt worden. Auch die clandestine Ausgabe von Banknoten ging straflos aus, ja, eine in diesem Jahre entdeckte unberechtigte Emission von 35 Millionen wurde von bestochenen Deputirten nach kaum viertelstündiger Diskussion in der Kammer gutgeheissen.

Unter solchen Umständen bodenloser und allgemeiner Corruption brach am 26. Juli dieses Jahres die von der »Union civica« organisirte Revolution aus, die den Zweck hatte, die bestehende, feile Regierung zu stürzen, ein Programm, das die Sympathien aller anständig denkenden Elemente hatte. Der Bürgerkrieg entbrannte wieder in Buenos Aires; die Stadt war in Kriegszustand, von den platten Dächern der Häuser wurde auf die Gegner und auch auf manche Unbetheiligte geschossen, mit Vorliebe auf die der Regierung treu gebliebenen, unbeliebten Polizeitruppen, vigilantes. Das Militair, nach französischem Muster uniformirt, gilt für eins der bestgeschulten in Südamerika, ist dabei aber nichts weniger, als ein Volksheer, sondern befindet sich ganz in der Hand interessirter Officiere und diese waren theils für, theils gegen die Revolution. Auch mancher Fremde wurde, sehr gegen

seinen Willen gezwungen, den Remington zu ergreifen und gegen einen Feind zu kämpfen, der nicht der seine war. Die Flotte, auf Seite der Aufständigen, bombardirte die Stadt, hauptsächlich das Regierungsgebäude, glücklicherweise ohne viel Schaden anzurichten, da die Mannschaft zu betrunken war, um die Geschütze richtig bedienen zu können. Auch Iuarez wollte seine Truppen durch Getränke anspornen, aber die Banco nacional hatte selbst die 100,000 Pesos nicht mehr, die er zu dem Zweck forderte.

Nun hatten aber die Revolutionäre vergessen, die Munitionsfabrik zu kaufen oder zu überrumpeln, und so trat auf ihrer Seite bald Munitionsmangel ein, der nach wiederholten Waffenstillständen am 29. Juli zu einer Beendigung der Feindseligkeiten führte; 400 Todte und 600 Verwundete waren zu beklagen. Die Regierung hatte zwar gesiegt, aber selbst so war das Verbleiben von Iuarez Celman an der Spitze des Staates unmöglich geworden; er trat von der Präsidentschaft zurück, die Nation dankte ihm für geleistete Dienste (!) und Pellegrini als Vicepräsident übernahm für den Rest der Präsidentschaftsepoche das Amt eines ersten Beamten der Republik. Die Stadt Buenos Aires gab ihrer Freude über dieses Resultat durch viertägige Festfeier Ausdruck, allerdings war die Freude schnell genug abgekühlt, denn mit der Entfernung von Iuarez allein war der schwerkranke Staatskörper Argentiniens nicht geheilt. Als Civilpräsident beim Heere unbeliebt, das ausserdem wegen des Avancements der im Juli zur Regierung gestandenen Officiere in sich gespalten und unzufrieden ist, steht Pellegrini einem politischen und financiellen Augiasstall gegenüber, der zu seiner Reinigung einen Herkules erfordern würde, und ein Herkules ist Pellegrini eben nicht. Das Beste, was man von ihm sagt, ist, dass er ein »anständiger«

Mann sei und auch dieses Lob kann in europäischen Ohren keinen leichten Wiederhall finden, wenn man bedenkt, dass er drei Jahre lang als Vicepräsident unter Iuarez amtirt und also für dessen Misswirthschaft mit verantwortlich ist. Von Seiten der »Union civica« sind bereits verschiedene Manifestationen in Scene gesetzt worden, um die Untersuchung und Bestrafung der vielen Diebstähle in officiellen Kreisen zu verlangen, aber ohne alles Resultat. Herr Iuarez Celman und seine ganze Gefolgschaft sind unbehelligt geblieben. Ob die Herren von der »Union civica«, wenn sie ihrerseits zur Regierung kommen sollten, ehrlicher wirthschaften würden, wird allerdings auch vielfach bezweifelt.

Eine Reihe von Provinzen kann bereits die Zinsen ihrer Anleihen nicht mehr bezahlen und die Föderativregierung ist vorläufig dafür aufgekommen, sehr gegen den Willen eines Theils der Presse, die anräth, die Provinzen einfach ihrem Schicksal, d. h. dem Bankrott zu überlassen. Wozu die Verquickung von National- und Provinzialschulden noch führen kann, ist gar nicht abzusehen; inzwischen ist das Welthaus von Baring Bros. durch Argentinien zu einer Katastrophe getrieben worden und das Gold-Agio in Buenos Aires steht über 300 %, statt $ 5.04, dem Pariwerth für ein Pfund Sterling bekommt man $ 15.— Papier. Der Unternehmungsgeist stockt, der Import nimmt ab, der Lebensunterhalt wird immer theurer, die subalternen Beamten gewisser Provinzen sind seit acht Monaten nicht bezahlt.

Auch die Einwanderung kommt in begreifliches Stocken, von 262,000 Seelen, die sie in 1888 erreichte, wird dies Jahr etwa die Hälfte kommen, dagegen hat andererseits die Auswanderung ausserordentlich zugenommen und zwar ist diese theilweise Brasilien zu

Gute gekommen. Da die Eingewanderten grösstentheils für Rechnung der argentinischen Regierung herauskamen, so sieht das Land nicht nur Menschencapital, sondern direct mit ihnen verauslagtes Baargeld wieder aus dem Lande scheiden, doppelt ungern, wenn diese Auswanderung dem immer mit Neid, Missgunst und Ueberhebung betrachteten Brasilien zu Gute kommt. Man thut hier deshalb das Möglichste und Unmöglichste, um Brasilien zu discreditiren; Maueranschläge zeigen öffentliche Vorträge an, in denen gegen die Auswanderung nach dem in den schwärzesten Farben gemalten Brasilien gepredigt wird; Telegramme aus Rio meldeten dieses Jahr, dass Coquelin und die Judic nach ihrer ersten Vorstellung in Rio de Janeiro wegen eines tödlichen Gelbfieberfalles in ihrer Compagnie mit ihrer ganzen Truppe sofort abgereist seien, während doch in Wahrheit betr. französische Künstler im Gegentheil, nach Absolvirung einer ziemlich grossen ersten Serie von Vorstellungen noch ein zweites Abonnement eröffneten und sich sämmtlich besten Wohlseins erfreuten.

Diese grobe Lügerei entspricht etwas dem Character der Argentiner, die in ihren gebildeten Elementen liebenswürdig aber vielfach falsch und unzuverlässig, in ihren niederen Elementen unfreundlich, roh, gemein sind; körperlich sind die Argentiner ein schöner, kräftiger Menschenschlag. Characteristisch für sie ist ein ziemlich ausgesprochener Fremdenhass, obgleich (oder besser vielleicht: weil) Intelligenz, Capital, Fleiss und Ordnung auf Seiten der Fremden sind, hasst man sie im innern Herzen doch recht cordial und legt ihnen mit dünkelhaftem Stolze den Schimpfnamen »Gringos« bei. Die Fremden haben sich bislang im Allgemeinen nicht am öffentlichen Leben des Landes betheiligt, mit der wachsenden Stärkung des Fremden-Elementes durch zahlreiche Einwanderung

und der fortschreitenden Unzufriedenheit über die Missregierung des Landes dürfte das aber bald anders werden und vielerorts verlangen die Fremden bereits politische Gleichberechtigung.

Das Land würde damit nur profitiren, denn momentan kann es nur befremden und ist ein beredtes Zeugniss des in ganz Südamerika blühenden, öden Phrasenthums, dass der Präsident Pellegrini dem neuen brasilianischen Gesandten Ramiro Barcellos in der Antrittsaudienz sagen konnte: »Die Umgestaltung Brasiliens zu einer Republik ist ein neues Band der Vereinigung unserer beiden Länder. Lassen Sie uns fortfahren, der gesammten civilisirten Welt fruchtbare Beispiele zu geben.« !! Gott bewahre die Welt vor Nachahmung solcher Beispiele! Die durch und durch corrupte Verwaltung Argentiniens und die Wirthschaft des republikanischen Brasiliens, das im ersten Jahre der sogenannten »billiger wirthschaftenden« Republik bei einer Einwohnerzahl von 135 Mill. über 200 Mill. Ausgaben hatte, sind wirklich keine Visitenkarten, die man mit Stolz bei den andern Völkern abgeben könnte.

Die Hoffnungen der Bestgesinnten sind nun darauf gerichtet, dass bei der 1891 bevorstehenden Neuwahl General Mitre zum Präsidenten ernannt werden möge. Derselbe stand bereits 1862—1868 an der Spitze des Staates und verliess nach guter, ehrlicher Verwaltung seinen Posten so arm, wie er ihn übernommen hatte. Durch eine Subscription unter Freunden wurde ihm ein Haus gestiftet und als Leiter der besten und grössten argentinischen Zeitung »la Nacion« ist er von gutem Einfluss geblieben. Freilich ist der Herr schon in einem Alter, das dem Riesenwerk einer gründlichen Reform kaum mehr gewachsen ist, aber es scheint überhaupt der einzige Name zu sein, den der Nimbus der Ehrlichkeit umgiebt.

Paraguay.

Der Name Paraguay's, dieses interessanten, von den Jesuiten gegründeten Reiches, ist in der Neuzeit am bekanntesten in den Jahren von 1864 bis 1870 geworden, als es den unseligen Krieg gegen die Triple-Allianz Brasilien, Argentinien und Uruguay führte. Dieser grösste aller amerikanischen Kriege hat mehr Menschenleben gekostet, als der deutsch-französische Krieg, hat ein kleines, aber blühendes Land um ein Jahrhundert in seiner Entwickelung zurückgeworfen und auch den Siegern weder an Ruhm noch materiellen Interessen sonderlichen Erfolg gebracht, wohl aber auch ihnen, und speciell Brasilien, eine ungeheure Schuldenlast damit aufgeladen. Hätte dem Ehrgeiz des paraguayischen Dictators Francisco Lopez eine grosse Idee zu Grunde gelegen, man hätte den Kampf einen tragisch-heroischen nennen können, indem die Paraguayer eine Tapferkeit und Zähigkeit bewiesen, die in der gesammten Weltgeschichte nicht viele Beispiele hat; aber es waren nur unberechtigte und unreife Eroberungspläne, denen zu Liebe Lopez dreiviertel seines gesammten Volkes untergehen liess. Wenn trotzdem und trotz der Grausamkeit, die ihn in seinen letzten Jahren krankhaft befiel, das Volk noch heute mit blitzendem Auge und mit Stolz von ihm spricht, so ist das doch wohl ein Beweis für des Mannes Be-

deutung. Er verkörperte in der That ganz Paraguay in sich und wenn er sich selbst während des Krieges vorsichtig ausser Schussweite hielt, so rechnen ihm das die Paraguayer, und wohl mit Recht, nicht als Feigheit an, weil sie, wie er, wussten, dass mit seiner Person eben die ganze Sache stand und fiel.

Doch ich will keine Geschichte Paraguay's schreiben, die man im Conversationslexikon nachlesen kann. Wer sich speciell für den Krieg interessirt, dem ist nicht genug das grosse, mit Karten und Plänen reich ausgestattete Werk darüber vom Hofrath Dr. Schneider, dem Vorleser unseres ersten Kaisers, zu empfehlen, das auf Grund officieller Quellen bearbeitet wurde. Es ist zu bewundern, wie anschaulich der Verfasser, der nie in Südamerika gewesen, die ganze Epopee dieses Krieges vorführt und die brasilianische Regierung hat sich selbt geehrt, als sie das Werk auf ihre Kosten ins portugiesische übersetzen liess. —

Dieser interessanten, so wenig gekannten Binnen-Republik Südamerikas galt unser nächster Besuch, der uns gleichzeitig Gelegenheit geben sollte, etwas vom Innern Argentiniens und dem grossen Stromnetz des La Plata-Beckens zu sehen. Zweimal wöchentlich geht ein Dampfer der argentinisch-englischen »La Platense-Flotilla-Company« bis Asuncion hinauf, einmal per Monat ein Dampfer des brasilianischen Lloyd, der von Rio kommend, über Montevideo und Asuncion weiter den Paraguay hinauf nach den Städten Corumbá und Cuyabá in der brasilianischen Provinz Matto grosso fährt. Cuyabá liegt noch 7 bis 8 Tage Dampferfahrt oberhalb Asuncions und von da ab ist der Strom nur noch für Canoas schiffbar.

Von Buenos Aires resp. Campana bis Asuncion rechnet man 6 Tage Fahrt stromauf und 4 Tage

stromab, eine Zeitdauer, die durch das Anlegen in nicht weniger als 22 Stationen wesentlich beeinflusst wird. Der Fahrpreis der La Platense-Compagnie ist etwas theuer, 165 Pesos für ein Retourbillet, dafür bietet sie aber elegant eingerichtete Dampfer und relativ gute Verpflegung. Die Dampfer gehen nicht von Buenos Aires selbst aus, sondern man fährt zweieinhalb Stunden durch freundliches Weiden- und Ackerland, zunächst per Bahn nach dem kleinen Ort Campana an einem Seitenarm des Paraná-Stromes und findet dort, direct an der Eisenbahnstation anliegend, den Flussdampfer vor. Wir bekamen den »Cosmos«, einen elegant eingerichteten, unter englischer Flagge fahrenden Raddampfer mit drei Etagen-Cabinen übereinander; die beiden oberen Etagen sind von offenen Galerien umgeben und haben grosse Salons; die im Raume, unter Deck liegende unterste Etage ist natürlich am Wenigsten zu empfehlen. Wir fanden etwa 40 Passagiere erster Classe vor, durchgängig angenehme, den gebildeten Classen angehörende Gesellschaft, hauptsächlich Argentiner, aber auch Deutsche, Franzosen, Engländer, Italiener und Brasilianer, sodass ein wahres Babel an Bord herrschte. Der Capitain, ein netter Schwede, sprach sechs Sprachen und konnte sich seinen Passagieren genügend widmen, da er nichts mit der, ganz den Piloten überlassenen Navigation zu thun hat. Die beiden Hauptmahlzeiten werden um ½11 Uhr früh und um 6 Uhr Nachmittags servirt und bestehen aus je sechs, etwas einförmigen, aber gut zubereiteten Gängen; dreierlei Weine: rother Bordeaux, dunkler süsser spanischer Priorato und schwerer Sherry ähnlicher San Juan-Wein, sowie Cognac zum Caffee à discretion sind im Passagepreis einbegriffen. Die Bedienung ist zahlreich und gut, der Keller mit deutschem Bier und allen

möglichen Getränken reichlich versehen, sodass man an Bord des Steamers ganz angenehm leben kann, speciell wenn man so angenehme und heitere Gesellschaft trifft, die durch anregendes Gespräch, Musik, Gesang und Tanz die Tage in die Nächte hinein verlängern hilft.

Abends gegen 7 Uhr verlassen wir Campana. Der Fluss ist hier etwa doppelt so breit als der Rhein bei Cöln, beide Ufer sind von niedrigem Laubwald eingefasst; phantastisch leuchten die Flammen der Kampbrände in die sternklare Mondnacht hinein. Der Canal im Strom liegt bald auf dieser, bald auf jener Seite und wechselt nach Wasserstand und Jahreszeiten, zahlreiche Inseln und Sandbänke sind zu umbiegen, im Zick Zack fahrend, bekommen wir so bald eine Idee von der Schwierigkeit der hiesigen Stromschifffahrt, die in der That nur von sehr erprobten, am Flusse selbst gross gewordenen Piloten betrieben werden kann, und da die argentinische Regierung für Besserung oder Markirung des Fahrwassers absolut Nichts thut, sondern den schönen Strom in unverantwortlicher Weise immer mehr versanden lässt, so sind Schiffsstrandungen im Strom, selbst bei der grössten Vorsicht der Piloten, nichts Seltenes. Im Allgemeinen gilt als Steuerregel, dass die stärkere Strömung den tieferen Fahrwassercanal dem höheren Ufer entlang und an der Aussenseite der Stromwindungen reisst. Characteristisch für den ganzen Flusslauf sind die oft sehr steilen und hohen Flussufer, »Barrancas«, deren graugelbe Thonerde Tosca genannt wird, und die vielfach, wie z. B. in San Nicolas und Rosario, bis wohin die transatlantischen Steamer den Fluss hinaufgehen, directes Anlegen am Ufer, Löschen und Laden vom Schiff in die Eisenbahn ermöglichen.

Der Dampfer fährt ohne zu halten an dem

freundlich gelegenen San Nicolas mit seiner Kuppel-Cathedrale vorbei und erreicht am nächsten Morgen Rosario de Santa Fé. Früher sogar eine Zeitlang Reichshauptstadt, ist Rosario mit seinen 60,000 Einwohnern eine freundliche, aber seit zwei Jahren in Folge des Allgemeinschwindels sehr still gewordene Stadt; wo jetzt 40 Schiffe vor grossen Quai-Magazinbauten am Hafen ankern, pflegte früher die doppelte Anzahl zu liegen; mit Ausnahme weniger Hauptstrassen erscheint die Stadt wie ausgestorben. Verschiedene Schilder deutscher Importfirmen und deutscher Kneipen beweisen deutsche Geschäftsthätigkeit hier. Zahlreiche Mehlmühlen bearbeiten den Weizen des reichen Hinterlandes. Am Hauptplatz befindet sich die Cathedrale mit schöner Kuppel und ein Nationaldenkmal, den vier Befreiungshelden San Martin, Riadavia, Belgrano und Moreno gewidmet, deren Marmorfiguren aber so kläglich ausgefallen sind, dass man glaubt, Carrikaturen der bekannten Leipziger Stadtsoldaten vor sich zu haben. Auf der rauchenden Halde, die man vom Wasser aus sieht, wird der Abfall der Stadt, um mit ihm den Fluss nicht zu verschlammen, verbrannt.

Weiter geht es den Strom hinauf; die Ufer zeigen theils wild zerrissene Dünen-Barranken, theils flaches, grünes, blühendes Land; nur vereinzelt erscheinen kleine Ansiedlungen. Am Abend dieses zweiten Tages wird Diamante passirt, am Morgen des dritten Tages Paraná, die Hauptstadt der Provinz Entrerios erreicht. Ueber ausgedehnter Landzunge, auf der bei fallendem Wasser drei Segelschiffe im Trocknen sitzen geblieben waren, erhebt sich auf hoher Barranca recht stattlich die Stadt mit ihren Kirchen und grossen Regierungsgebäuden, die aus der Zeit stammen, als auch Paraná einmal Hauptstadt der Republik war.

Weiter geht die Fahrt, allmählich etwas eintönig

werdend; hier und da spaziert ein Reiher am Ufer, sonst ist von Thierwelt nichts zu sehen. Prachtvoll sind bei klarem, prächtigen Wetter, von dem wir begünstigt sind, die Sonnenuntergänge, in gold, rosa, roth und blaupurpur mit aufliegenden zarten Rosawölkchen prangt der Himmel während der, in diesen Breiten leider so schnell vorübergehenden Dämmerung.

Am vierten Tag berühren wir Santa Elena mit den stattlichen, dicht am Ufer liegenden Gebäuden der Kemmerich'schen Pepton-Fabrik, der zweitgrössten Anlage für Fleischpräparate im La Plata Gebiete. Von den 1,400,000 Rindern, die am La Plata in letzter Saison geschlachtet und verarbeitet worden sind, rechnet man 1,115,000 Rinder auf Dörrfleisch-Bereitung, 285,000 Rinder für Fleischextract und Peptone, die sich auf die vier grossen Anstalten wie folgt vertheilen: Liebig in Fray Bentos 180,000; Kemmerich in Santa Elena 60,000; Cibils in Montevideo 30,000; Santa Maria 15,000. Der Consum der Präparate ist in steter Zunahme begriffen und dementsprechend dehnen genannte Fabriken ihre Production aus.

Nachdem wir die nächste Nacht eine Stunde lang auf einer Sandbank festgesessen, aber glücklich wieder abgekommen waren, erreichten wir am fünften Tage Resistencia, wo wir den mit uns gekommenen General Odonovan, den Gouverneur von Chaco landeten. Eine Militair-Ehrenwache in schlottrigen Pumphosen erwartete ihn am Land und die Musik begrüsste ihn mit der nichtssagenden argentinischen Nationalhymne.

Zwei Stunden weiter erreicht man Corrientes, die Hauptstadt gleichnamiger Provinz, am Zusammenfluss von Paraná und Paraguay, freundlich auf sanft abfallendem Ufer gelegen. Auf dem Hauptplatz der ruhigen Stadt finden wir ein schönes Stadthaus

»Cabildo«, in spanisch-maurischem Stil, ein grosses modernes Regierungsgebäude in italienischer Renaissance, eine einfache unvollendete Cathedrale. Die Wohnhäuser, fast ausschliesslich blosse Erdgeschosse, haben vorn meist weit vorspringende Dächer, die von Holzsäulen getragen werden und die so gebildeten schattigen Vorbauten geben den Häusern einen originellen Anstrich.

Auf dem linken Ufer des Paraguay, den wir hier erreichen, beginnt auch der Staat Paraguay und die Reise fängt eigentlich erst von diesem Punkte an, landschaftlich interessant zu werden. Die Ufer treten näher zusammen, die Barrancas werden niedriger, die Vegetation wird höher und üppiger, einer englischen Parklandschaft ähnlich, mit frischen Wiesen und Laubwäldern ausgestattet, ist die Gegend, die man nun durchfährt. Einzelne Palmen erscheinen, bedecken weiterhin eine ganze Ebene in Gestalt eines weitläufigen Palmenwaldes. Die linke, argentinische Flussseite ist etwas höher und deshalb fruchtbarer, als das niedrigere paraguayische Uferland, dessen grössere Feuchtigkeit die Vegetation zwar schneller, aber mit weniger Fruchtertrag emportreibt. Der Gegensatz zwischen Argentinien und Paraguay tritt auch sonst deutlich hervor; hier freundliche, weiss getünchte Häuser europäischer Art, Stätten rationeller Arbeit, wie Mühlen, Ziegeleien, Brennereien; auf der andern Seite nur einfache, kümmerlich mit Stroh gedeckte, seitlich oft ganz offene Ranchos.

Interessant wird der letzte Tag aber besonders durch das Thierleben: Reiher, Flamingos, wilde Enten werden zahlreicher, Capivaris (Wasserschweine) und Tapire tummeln sich im Fluss, besonders häufig aber findet man Krokodile, die sich einzeln oder in kleinen Gruppen auf dem gelben Sande des Strandes sonnen,

mit Vorliebe an der Mündung von Seitenflüssen. Bald entspinnt sich von Bord unseres Schiffes aus ein lebhaftes Gewehrfeuer, das den ganzen Tag über andauert, obgleich die Jagdtrophäen ja leider sämmtlich im Stich gelassen werden müsen. Ist ein Krokodil tödlich getroffen, so erhebt es seinen unförmlichen Körper zu schrecklichem Sprung, instinctiv nach dem Flusse strebend, dem gewöhnlichen Zufluchtsort der Thiere, wenn sie sich verfolgt fühlen. Andererseits haben wir gesehen, dass eine Kugel, die neben dem Krokodil einschlug und ein Sandwölkchen aufwirbelte, das Thier vollständig ruhig liess und erst eine auf seinem Panzer abprallende zweite Kugel es zu blitzschnellem Verschwinden im Flusse bewog.

Am Nachmittag des letzten Tages erreichten wir auf argentinischer Seite die Colonie Formosa, interessant wegen der hier mit Erfolg eingeführten Ramie-Cultur. Für die Pflanze ist leichter Sandboden mit feuchtem Untergrund besonders geeignet; im ersten Jahre hat man die Neuanpflanzungen sorgfältig von Unkraut zu reinigen, ist die Pflanze aber erst entwickelt, so lässt sie neben sich überhaupt nichts anderes mehr aufkommen und bedarf keinerlei Pflege mehr. Die Ramie-Nessel wird mannshoch und kann im Jahre bis zu sieben Mal geschnitten werden. Eine Colonistenfamilie kann vier Hectaren bearbeiten und zwar ist der Ertrag per Hectar bei nur vier Schnitten im Jahr 420 Pesos, wovon 150 Pesos Spesen abgehen, so dass 270 Pesos Reinertrag per Hectar bleiben. Den Ertrag der Hectare rechnet man durchschnittlich auf 42,000 Kilos in grünem — 33,000 Kilos im trockenen Zustande — 1600 Kilos Faser. Der Landpreis per Legun von 5 bei 5 Kilometer ist hier 10 bis 12,000 Pesos. Ausser Colonisten beschäftigt die Gesellschaft »El Ramie argentino« von Hamonet y Cia. in Formosa 80 Paraguayer

und gezähmte Indianer; neben Ramie wird Mais, Getreide und Zucker gebaut.

Trotzdem unser Dampfer nur acht Fuss Tiefgang hatte und der Vollmond am Himmel prangte, blieben wir die letzte Nacht doch in der Nähe von Angostura vor Anker, um eine durch niedriges Wasser gefährliche Passage, durch nicht wenig Schiffswracks bezeichnet, erst beim Tageslicht des nächsten Morgens zu passiren. Gegen 8 Uhr taucht aus der grünen Ebene der dicht bewaldete Lambaré Berg auf, die gelbe Tosca der Barranca ist in rothen Sandstein übergegangen, aus dem der Fluss eigenthümliche Säulen und Höhlen herausgespült hat. Wir umbiegen noch ein schroff abfallendes Cap und auf einmal öffnet sich vor dem Blick das gesammte Panorama von Asuncion: zunächst die einfache Staatswerft; weiterhin grosse Arsenalanlagen, in denen Lopez so weit gekommen war, Kanonen giessen lassen zu können, was ihm in Südamerika noch Niemand nachmachte; dann erscheint das Zollhaus und, alles überragend, der grosse, weiss-rosa Palast von Lopez; dahinter aus grünem Laub hervorragende Häuser auf langer Hügelkette, die See und Fluss malerisch umzieht. Um 9 Uhr Morgens werfen wir Anker dicht dem Zollhaus gegenüber, von dem uns die blau-weiss-rothe horizontal gestreifte paraguayische Flagge entgegen weht. Das »Hôtel Edison« ist neu und gut, aber klein, das ältere »Hispano-americano« gilt für recht mässig, und da wir im Edison keinen Platz bekamen, brachten wir die Nächte, der freundlichen Einladung des Capitains folgend, lieber an Bord unseres Dampfers zu, wo wir von zahlreichen Mosquiten allerdings auch bös zu leiden hatten.

Mit guten Empfehlungen ausgestattet, sahen wir uns nun Land und Leute Paraguays an.

Das Land hatte vor 1864 ca. 1,300,000 Einwohner und davon wurde dem Kriege etwa eine Million geopfert. Nach Friedensschluss war die Zahl kräftiger Männer auf ein Minimum reduzirt, fast nur arbeitsunfähige Greise und Knaben zarten Alters waren übrig geblieben, wer nur irgend welche Dienste leisten konnte, war in den Krieg getrieben worden und Wenige kamen zurück; was vor dem Feinde nicht fiel, erlag tückischen Seuchen in dem sumpfigen Lande. Damals war Paraguay wirklich das Land der Frauen geworden, und auch heute, 20 Jahre nach dem Kriege, ist das numerische Uebergewicht der Frauen noch gross genug, um ein gewisses Haremleben begreiflich erscheinen zu lassen. Die Gesammteinwohnerzahl mag heute 450,000 Seelen betragen, darin eingeschlossen etwa 50,000 gezähmter und 60,000 wilder Indianer, die auf dem rechten Ufer des Stromes in dem noch wenig explorirten paraguayischen Chaco wohnen.

Das Land ist vielfach fruchtbar, aber die Eingeborenen sind träge, bedürfnisslos und weil schlecht genährt, körperlich wohl auch zu schwach zu andauernder, anstrengender Arbeit; haben sie einige Zeit gearbeitet, einen neuen Poncha und etwas Baargeld erübrigt, so vegetiren sie in bescheidenster Weise solange ohne irgendwelche productive Thätigkeit, bis ihre geringen Bedürfnisse sie wieder für kurze Zeit zur Arbeit zwingen.

Das Land producirt an Lebensmitteln, was es für seine bescheidenen Bedürfnisse braucht, ein nennenswerther Exportartikel aber fehlt Paraguay gänzlich. Maté und Tabak liefern einige Ausfuhr, dazu kommen Häute in geringer Quantität, harte Hölzer, die zu Telegraphenstangen benutzten Stämme von Palma negra, Orangen.

Die Gesammteinfuhr des Landes beträgt nur 10 Millionen Mark, wovon 2 Millionen deutsch.

Der geringe Handel Paraguays wird fast ganz von Argentinien aus explorirt und bei dem intimen Zusammenhang der beiden Länder ist die schwere Finanzkrisis, die Argentinien momentan durchmacht, natürlich auch von einschneidender Rückwirkung auf Paraguay. Mangels eines nennenswerthen Exportartikels beschränkt sich der Geldumsatz mit dem Ausland hauptsächlich auf Landverkäufe, in denen neben England und Deutschland Argentinien die erste Stellung einnahm und darin ist momentan ein Stillstand eingetreten.

Ausser seltenen Kupfermünzen von 5 Centavos Werth, als deren Ersatz auch Gummimarken der Pferdebahn und Schachteln mit Wachszündhölzchen in Zahlung gegeben und genommen werden, circulirt ausschliesslich Papiergeld, dessen Werth ungefähr dem argentinischen entspricht. Sechs Banken haben Emissionsrecht; die früher bestandene Convertirungsverpflichtung in Hartgeld ist aufgehoben. Die kleinen Banknoten von 5, 10, 20, 50 Centavos und 1 Peso auszugeben, ist Privileg der Nationalbank, um nun aber von den meist gebrauchten kleinen Noten auch profitiren zu können, emittirt die Banco del Paraguay und Rio de la Plata Noten von Peso 1,25, die Banco del Commercio solche von 1,50, also sonst im Notensystem ganz ungebräuchliche Beträge.

Die Staatsverwaltung ist sehr primitiv und glänzt nicht durch Ehrlichkeit. Das Militair in schmucklosen, graublauen Kitteln, meist nur weissen Drill-Anzügen, mit rothen Käppis, geht, wie fast das ganze Volk, selbst in der Stadt, fast ohne Ausnahme, barfuss.

Die Volkssprache ist das Guarani der Indianer, eine Sprache, die ja auch den Küstenindianern Brasiliens gemeinsam ist und die in dem geschriebenen

Worte immer einen so schönen Eindruck auf mich gemacht hatte, dass ich ganz erstaunt war, wie wenig wohllautend das Idiom in Folge seiner tiefen Gaumenlaute gesprochen klingt. Besonders ein tief im Gaumen gesprochenes y ist der Sprache characteristisch, die im Uebrigen in ihrer Entwicklung soweit zurückgeblieben ist, dass sie z. B. nur Worte für die Zahlen bis vier besitzt, darüber hinaus wird spanisch gezählt. Selbst der gegenwärtige, unbedeutende Präsident, General Escobar, spricht lieber Guarani als spanisch, welch letztere Sprache der Herr Staatschef keineswegs beherrschen soll. Bei dem Herrn Justizminister, in dessen eleganten Hause wir durch Einführung seines uns befreundeten, argentinischen Schwagers verkehrten, sprach ich zuerst, um seine Excellenz mit meinem portugiesisch angehauchten Spanisch zu verschonen, lieber französisch. Da fast ganz Südamerika seine gelehrte Bildung aus französischen Quellen bezieht, setzte ich die Kenntniss dieser Sprache als selbstverständlich voraus, aber ich wurde durch die Verlegenheit des Herrn Ministers bald eines anderen belehrt: über Guarani-Spanisch gingen seine Sprachkenntnisse nicht hinaus.

Die Eingeborenen sind stark gemischter Rasse, theilweise und je mehr sie europäisches Blut in sich haben, recht schön; besonders die Frauen, in guter Haltung, mit feurigen Augen, schönen Zähnen und glänzend schwarzem Haar, dessen starke Zöpfe sie durch breite Kämme hochstecken, machen vielfach einen ganz ausgezeichneten Eindruck. Ihre auffallende Nationaltracht besteht in einem langen, weiten Uebertuch, das sie über Kopf und Kleidung tragen und das entweder von weissem Baumwollzeug ist, die Savanna, die auch als Betttuch dienen muss; oder aus schwarzem Wollstoff, die Rebozos. Die Röcke

der gewöhnlichen Frauen, der Marktweiber u. s. w. sind meist einfach weiss, ein tief ausgeschnittenes Spitzenhemd verhüllt ihre Reize kaum leicht. Die Frauen der mittleren Volksklassen, Kleinhändlerinnen u. s. w., die Quinguaberás oder »Mädchen mit dem goldenen Kamm« erscheinen in buntschillerndem Gewand, die Mantillen mit grossen bunten Blumen bedruckt oder in schwarzseidenen Tüchern mit grossen brochirten Blumen und breiten Franzen; eine Blume hinter dem Ohr, die Cigarre im Mund, den Fächer in der Hand, die Füsse ohne Strümpfe und Schuhe, macht eine derartige Schöne, in leicht wiegendem Gang und sicherem Selbstbewusstsein durch die Strassen wandelnd, einen Eindruck gewiss originell genug.

Die Männer tragen über ihrem einfachen weissbaumwollenen Anzug selbst bei der grössten Hitze ihren wollenen, gelbbraunen Poncha, barfuss reiten sie auf ihren schönen Pferden.

Jung und alt, Mann und Frau, Knaben und Mädchen, alles raucht, den ganzen Tag über, selbst zwischen der Mahlzeit, die billigen, unförmlich dicken Cigarren, die aus dem hiesigen guten Tabak ziemlich schlecht fabricirt werden.

Sehen wir uns nun die Stadt Asuncion, die etwa 24,000 Einwohner, darunter 280 Deutsche, zählt, etwas näher an, so werden wir sie bald die Stadt der Kontraste nennen: modernste practische Anwendungen der Wissenschaft neben ursprünglichster Lebensweise, Paläste neben elenden Ranchos mit Strohdächern; Telephonleitung und electrische Strassenbeleuchtung, die ich Notabene nie in Thätigkeit sah, neben ehrwürdigen Petroleum-Strassenlaternen, die übrigens ebenso wenig brannten; Tramways neben auf der Strasse frei promenirenden Straussen u. s. w

Der fischreiche Paraguaystrom bildet hier einen Binnensee, von dessen Ufer aus leicht aufsteigend sich die Stadt in geraden, sich rechtwinklig schneidenden Strassen hinzieht. Vom Hafen aufsteigend, am Zollhaus vorbei und der ersten dem Wasser parallel laufenden Strasse folgend, gelangt man bald an das Hauptgebäude der Stadt, den Lopez'schen Palast, einem grossen Renaissancebau in italienischem Stil, der, als der Krieg ausbrach, noch nicht fertig war, bei der Beschiessung der Stadt ziemlich viel litt und als halbe Ruine jahrelang unbenutzt und unvollendet dalag, bis man sich endlich in neuester Zeit erfreulicherweise zu seiner Restauration entschloss, um ihn als Regierungsgebäude zu benutzen. Bis auf den grossen Treppenaufgang, der eben mit weissem Marmor belegt wurde, ist der Bau nun fertig; stolz und breit leuchtet seine Flussfaçade mit der noch unvollendeten Terasse über das Wasser, von der langen Galerie des ersten Stocks eine malerische Weitsicht über Lagune und Fluss hinüber auf den grünen paraguayischen Chaco und das freundliche Hügelland der näheren Umgebung bietend. Der grosse Säulenvorbau der Vorderfaçade dagegen, mit dem paraguayischen Wappen, einen die Freiheitsmütze bewachenden Löwen, führt auf einen mit Schutthaufen bedeckten, von elenden Ranchos und unscheinbarsten Häusern umgebenen Platz. Immer in derselben Richtung weiterschreitend, gelangt man an die Ruinen der vor einigen Jahren abgebrannten ältesten Kirche der Stadt, la Encarnacion, aus der Jesuitenzeit stammend; und weiter folgen eine einfache Kaserne; der Cabildo, das jetzige Regierungsgebäude, mit doppelter Loggia-Stellung über einander in der Façade; eine grosse, schön eingerichtete Kathedrale; die mächtigen Ruinen eines von Lopez

in grossem Stile begonnenen Theaters, das nicht über das Erdgeschoss hinaus gekommen ist, aber wie die römischen Bauten für die Ewigkeit bestimmt zu sein schien. Weiter endlich an einem grossen freien Platze der in phantastisch maurischen Stile erbaute Bahnhof.

Die einzige, bislang in Paraguay existirende Eisenbahn führt von Asuncion nach Villarica und zwar verkehrt täglich je ein Zug in jeder Richtung; der Asuncion-Zug geht morgens um 6 Uhr ab; der Villarica-Zug trifft je nach Belieben des Zugführers zwischen 2 und 6 Uhr Nachmittags, zuweilen noch viel später, in Asuncion ein; liegendes und rollendes Material dieser seit kurzem einer englischen Gesellschaft gehörigen Bahn sind derart schlecht, dass trotz des langsamen Fahrens Entgleisungen eigentlich einen stehenden Bestandtheil jeder Reise ausmachen. Aber der Bahnhof in Asuncion ist schön und einer der wenigen Bauten von Francisco Lopez, die noch vor dem Kriege fertig wurden. Waren seiner Regierung vor den sechs Kriegsjahren doch nur zwei Friedensjahre vergönnt gewesen, eben nur genügend, um seine grossen Pläne für Verschönerung und Hebung seiner Hauptstadt und des Reiches skizziren zu können. So ist denn auch das schöne Mausoleum für die Familie Lopez, das er dem Dome des Invalidenhôtels in Paris nachbaut, nur in unverputztem Rohbau fertig geworden und steht mitten in der Hauptstrasse Palmas als Ruine da, ein wahres memento mori für die Familie Lopez. Die dicht dabeistehende Central - Markthalle ist eine der interessantesten Stellen der Stadt, besonders am frühen Morgen noch vor 6 Uhr, wenn die Ochsenkarren die Lebensmittel aus der Umgend zu Markte bringen und das Leben und Treiben am Regsten ist.

Der ganze Handel-Verkehr hier wird ausschliesslich von Frauen betrieben; hier sind sie Fleischer, dort Fischhändler; an einer anderen Stelle verkaufen sie prachtvolle genähte Handspitzen, eine Specialität der Paraguayerinnen; hinter hohen Haufen von Gemüsen, Mais, Bohnen, Pfefferschoten, Kohl, Orangen und Bananen sitzen die Verkäuferinnen mit ihrer plumpen Cigarre im Mund, oder aus schwarz-weiss bemalten Kürbisschaalen (cuias) mittels des silbernen Saugrohres der bombilla ihren Mate schlürfend; der Busen dient als Börse; mit Blumen hinter dem Ohre ist das plaudernde harmlose Völkchen immer guten Muthes.

Zu Lopez Zeiten war der Markt täglich von 6000 bis 10,000 Menschen besucht und wenn auf dem grossen Marktplatz Nachmittags 5 Uhr auf ein Glockensignal hin die ganze Menge zum Gebet niederkniete, soll es ein ganz eigenthümlich rührendes Bild geboten haben. Die patriarchalische Einrichtung stammte noch aus der Zeit der Jesuiten her, die früher alle Thätigkeit, auch die intimsten Familienfunctionen, durch Glockengeläute regelten.

Die Strassen der Stadt sind mit wenigen Ausnahmen schauderhaft gehalten, der weiche rothe Sandstein des Bodens bröckelt leicht zu Sand oder wird an anderen Stellen vom Regen derart ausgewaschen, dass sich wahre Schleussen in den Strassen bilden; unregelmässig und bis zu zwei Meter hoch über die Strassensohle ziehen sich stellenweise schmale Bürgersteige an den Seiten der Strasse hin, aus Ziegel oder Bruchsteinen aufgeführt; man glaubt in ausgegrabenen Strassen Pompeji's zu wandeln. Eine rohe Pflasterung mit unregelmässigen Basaltsteinen ist jetzt in Angriff genommen und nach einem starken Gewitterregen, der die Strassen fusstief aufweichte, hatten wir allerdings Gelegenheit, die Neueinrichtung

einigermassen zu schätzen; ohne Noth wandelt aber gewiss Niemand auf dem schauderhaften Pflaster. Ausser Ochsenkarren sieht man keinen Wagen, was bei dem Zustand der Strassen auch nur zu begreiflich ist. Die Pferdebahn verkehrt auf einigen Strecken, mit meist von Knaben geleiteten Wagen und im Uebrigen wird verhältnissmässig viel geritten. In einer Stunde fährt man per Tram nach den Vororten Recoleta und Villa Morra mit einigen Landhäusern zwischen Indianer-Ranchos in freundlicher Baumlandschaft, mit Palmen, Araucarien, Bananen. Die schönste Reittour ist nach dem Berge Lambaré mit seinem üppigen Laubwald.

Wenn man in Argentinien für die Naturschönheiten Paraguays etwas mehr als berechtigt schwärmt, so ist dies allenfalls begreiflich, wenn man sie in Vergleich zu den flachen, baumlosen Ebenen Argentiniens stellt; mit der Grossartigkeit, Mannigfaltigkeit und Ueppigkeit brasilianischer Scenerie und Vegetation ist Paraguay aber nicht entfernt zu vergleichen und das characteristisch Interessante für den Touristen ist hier denn auch mehr das Volksleben.

Die Häuser der Stadt sind mit wenigen Ausnahmen Erdgeschosse mit Säulenveranden vor den tiefgehenden, vergitterten Fenstern. Der gut ausgestatteten Magazine und Läden giebt es verhältnissmässig viele.

In Folge der starken Hitze am Tage sind die Geschäftsstunden der Banken u. s. w. nur von 6 bis 11 Uhr Vormittags, dann wird Siesta gehalten; die Banken arbeiten von 3 bis 4 Uhr Nachmittags etwa noch eine Stunde, stellenweise wird um 11 Uhr Vormittags aber überhaupt Schicht für den Rest des Tages gemacht. Regnet es, so ist aller Verkehr unterbrochen, die Strassen sind verödet und der

ruhige Gesammteindruck der Stadt wird noch verschärft.

Ein internationaler Club »Cosmos« mit ungefähr 100 Mitgliedern bietet in seinen einfachen Räumen einige Geselligkeit.

Die Gesundheitsverhältnisse waren momentan keine guten, gegen 3000 Personen waren in den letzten 6 Wochen an den Pocken gestorben, hauptsächlich Kinder und andere ungeimpfte Personen, die in Ranchos dicht nebeneinander hausend, der Ansteckung leicht unterworfen sind.

Die Zuwanderung fremder Elemente nach Paraguay ist ausserordentlich gering; es kommen etwa 200—300 deutsche Colonisten per Jahr. Die grösste, im Jahre 1878 gegründete deutsche Colonie San Bernardino zählt heute erst 600 Colonisten. Man benutzt zu ihrem Besuche die Eisenbahn, fährt in zwei Stunden bis nach Patiño Cué, setzt dort mit einem kleinen Dampfer über die Laguna Ipacaray und trifft in dem bergigen San Bernardino, den landschaftlich schönsten Punkt der Umgebung Asuncion's, der freilich mehr Aussicht als Touristenpunkt hat, denn als Ackerbau-Colonie. Mit besserem Boden ausgerüstet und deshalb verheissungsvoller ist die vom verstorbenen Dr. Förster weiter am Paraguay hinauf 1888 gegründete deutsche Colonie Nueva Germania, die momentan etwa 200 Colonisten aufweist. Einfacher und lohnender ist die Viehzucht auf den grossen Estancien, die bis zu 10,000 Stück Rinder zählen und ihr Vieh im Lande selbst zu ungefähr 20 Pesos per Kopf verkaufen können. Eine Legua Estancialand in guter Lage kostet etwa 2500 Pesos und mag für den Capitalisten eine gute Anlage sein; er braucht dazu wenig Hände und findet solche unter den Eingeborenen. Für den bescheidenen, einzelnen deutschen Einwanderer aber

bietet meines Erachtens Südbrasilien ein freundlicheres und lohnenderes Loos.

Wir benutzten zu der Rückreise nach Buenos Aires denselben Dampfer »Cosmos«, der 1½ Stunden unterhalb Asuncion's zunächst an dem kleinen paraguayischen Ort Villeta anlegt. Die Menge und Güte der in der Umgebung dieses Oertchens wachsenden Orangen hat einen findigen Italiener in Buenos Aires, der kaum seinen Namen schreiben kann, zur Organisirung einer grossen Orangen-Ausfuhr nach Buenos Aires veranlasst; während der vom Mai bis November dauernden Pflücksaison ist dem Manne auf jedem thalwärts gehenden Steamer gegen Zahlung von je 400 Pesos Fracht soviel Platz reservirt, dass per Woche über eine Million Orangen nach der Stadt kommen. Theils unter Ranchos, theils auf Binsen gelagert unter freiem Himmel bauen sich am Ufer ganze Berge der goldenen Früchte auf, der Verladung harrend. Zwei lange Holzstege führen zum Schiff und sobald die Verbindung hergestellt ist, entspinnt sich ein ameisenartiger Hin- und Herzug von etwa 60 Weibern, meist weiss und mit der Savanna bekleidet, die Früchte in flachen Körben auf dem Kopfe herbeitragend, eifrig, flink, freundlich, lachend, tänzelnd, ein reizendes Bild gewährend. In Lattenverschlägen auf Deck werden die Orangen sorglos und eilig auf einander geworfen, flink kreisen von Bord die Körbe von Hand zu Hand, bis nach fünfstündiger Arbeit die Fruchtberge vom Ufer an Bord untergebracht sind. Einige hundert Körbe Tomaten und grosser grüner Pfefferschoten werden noch übergenommen und dann geht's weiter. Als originelle Fracht von Asuncion aus ist noch einer grossen Menge loros, schöner grünbunter Papagayen zu gedenken, die hier nur 80 Centavos, zum heutigen Course ℳ 1.10, per Stück kosten.

Wir passiren diesmal bei Tage Humaytá, die paraguayische Festung, die den Alliirten jahrelang die Passage des Paraguaystromes sperrte; traurig sieht die Ruine der zusammengeschossenen Kirche herüber.

Im Uebrigen hat die Reise den Reiz der Neuheit ziemlich verloren, der lange Aufenthalt in den vielen Stationen wirkt ermüdend, verstimmend, dass wir drei Nächte hintereinander vor Anker gehen mussten, da wir immer gerade an solchen Stellen waren, die nur bei Tage passirt werden konnten; selbst so stiess unser Dampfer übrigens wiederholentlich auf Grund. Einige Wochen später, wenn der von den Cordilleren schmelzende Schnee mehr Wasser zuführt, ist der Fluss 6 bis 10 Fuss höher und setzt die ganze Umgebung unter Wasser.

Als wir die Provinz Santa Fé entlang fuhren, hatten wir diesmal Gelegenheit, ganze Wolken 4—5 Zoll grosser Heuschrecken, hier langostas genannt, zu sehen, die in meilenlangem, geschlossenem Zuge einher flogen. Ganze Pflanzungen, Felder, Blätter und Früchte von Orangenhainen u. s. w. einfach rasirend, sind diese Insecten eine furchtbare Landplage, die den Colonisten zur Verzweiflung bringen kann.

Am Morgen des vierten Tages trafen wir auf einer Sandbank, wo er seit sieben Tagen festsass, den Dampfer »Delta« von der gleichen Compagnie wie unser »Cosmos«; die Versuche unsererseits ihn abzuziehen hatten nach stundenlangen Bemühungen nur den Erfolg, dass unser Drahtkabel riss und während die allgemeine Aufmerksamkeit ganz auf das Experiment gerichtet war, fing die auf Deck liegende Küche unseres Dampfers an zu brennen. Die Flammen waren schnell gelöscht, unser Dampfer musste, den »Delta« seinem Schicksal überlassend, weitergehen und fuhr bei hellem Mondschein der nächsten Nacht

nun seinerseits auf. An einer breiten Stelle des Flusses, mit flachen, langweiligen Ufern, ohne menschliche Ansiedelungen weit und breit, lagen wir zwischen Rosario und San Nicolas nun hülflos da, alle Manöver, uns von der Sandbank frei zu bringen, blieben erfolglos und so mussten wir uns denn darein finden, den am nächsten Tage von Buenos Aires fälligen Dampfer abzuwarten, der uns entweder von der Bank helfen, andernfalls die Passagiere übernehmen und nach Rosario zurück befördern sollte.

Mit Fischen, Bootfahren und vergeblichen Jagdversuchen am Land wurde die Zeit bestmöglichst todtgeschlagen, drei junge frische Argentiner mit unverwüstlichem Humor suchten die Gesellschaft durch den Gesang von Seguidillas und ganzen Scenen aus der melodiereichen spanischen Zanzuela »la gran via« aufzuheitern; der Capitain feierte angeblich seinen »Namenstag«, nur um Gelegenheit zu haben, die Passagiere mit Champagner zu tractiren. — Niemand war erfreut über die sich ins Endlose ziehende Reise. Am nächsten Tage kam denn der Dampfer »Rio Uruguay« stromaufwärts, wurde mit starken Tauen und Drahtseilen vorgespannt und zog nach fünfstündiger Arbeit unseren »Cosmos« unter dem freudigen Hurrah der Passagiere auch glücklich von der Bank ab. Wir nahmen noch Lebensmittel und Kohlen von dem anderen Dampfer über, denn beides war uns knapp geworden und dann setzten wir unsere Fahrt stromabwärts fort. Es schien aber wirklich so, als ob wir die ganze Collection der möglichen Unannehmlichkeiten einer Flussreise durchmachen sollten. Gegen 6 Uhr Abends kam ein mächtiger Pampero-Sturm auf, ein starkes Gewitter entlud sich gerade über uns, der Regen kam in solchen Strömen nieder, dass wir keins der Ufer mehr sehen konnten und

wir wieder vor Anker gehen mussten. Erst um 4 Uhr am nächsten Morgen konnten wir wagen, weiterzufahren, gezwungen langsam, denn die Kohlen waren ziemlich zu Ende und so erreichten wir denn erst 12 Uhr Mittags endlich Campana, von wo aus ein Extrazug die Passagiere nach Buenos Aires brachte; statt der programmgemässen 4 Tage der Thalfahrt hatten wir $7^1/_2$ Tage gebraucht.

Anden-Uebergang.

Man hatte mir in Rio gesagt, dass die Ueberlandreise von Argentinien über die Cordilleren nach Chile vor December bedenklich sei und ich hatte das Project desshalb fallen lassen. In Buenos Aires erfuhr ich aber, dass in Folge der Milde letzten Winters der Cumbre-Pass dies Jahr ausnahmsweise schon seit Anfang November passirbar sei, ich traf Bekannte, welche die Tour auch machen wollten und denen ich mich, einmal unterwegs, gern anschloss.

Die Reise von Buenos Aires nach Valparaiso wird gewöhnlich per Dampfer durch die Magalhães-Strasse in 12 Tagen gemacht; die selten benutzte Ueberlandroute nimmt 7 bis 8 Tage in Anspruch und führt zunächst in 2 Tagen nach Mendoza, dem jetzigen Endpunkt der Eisenbahn, ungefähr am Fusse der Cordilleren; dann in 5 bis 6tägigem Ritt über Uspallata und den Cumbre-Pass, den kürzesten, wenn auch keineswegs bequemsten Anden-Uebergang, schon den alten Inkas bekannt; in Santa Rosa de los Andes trifft man auf chilenischer Seite wieder die erste Eisenbahnstation und von da aus ist man in fünf Stunden in Valparaiso.

Die englische Gesellschaft Clark baut seit Jahren schon an der Verbindungsstrecke Mendoza-los Andes, ist durch mancherlei financielle Schwierigkeiten aber nur langsam vorangekommen und wenn auch davon

gesprochen wird, dass die Bahn mit Ausnahme des grossen Tunnels durch den Cumbre 1891 fertig werden solle, so dürften doch noch weitere zwei Jahre vergehen, ehe der durchgehende Betrieb aufgenommen werden kann. Die Reise von Buenos Aires bis nach Valparaiso wird alsdann in vier Tagen zu bewerkstelligen sein und der Passagierverkehr wird dann wohl ausschliesslich über diese Linie gehen. Postverbindung über die Anden findet jetzt schon das ganze Jahr hindurch zwei Mal per Woche statt, im Winter benutzen die Boten die langen Schneeschuhe, deren Gebrauch sie von eingewanderten norwegischen Bergleuten gelernt haben, aber es kommt trotzdem vor, dass ihre Tour von los Andes bis Mendoza, die sie günstigsten Falls in drei Tagen zurücklegen können, im Winter 18 Tage in Anspruch nimmt, wenn Schneesturm sie in ihren Schutzhütten festhält. Passagiere mit Gepäck können im Allgemeinen von November bis Ende April verkehren.

Die Landreise kostet nur den vierten Theil der Seereise, erfordert nur die halbe Zeit und ist weitaus interessanter; andererseits aber ist sie ziemlich anstrengend und auch keineswegs ungefährlich; wer nicht kräftig, ausdauernd und schwindelfrei ist, möge auf Passirung der Anden lieber verzichten und de facto wird die Reise ja auch selten genug gemacht.

Die 1170 Kilometer lange Strecke von Buenos Aires bis Mendoza, die früher in Ochsenkarren reichlich zwei Monate, später mit Maulthier-Diligencien drei Wochen Fahrt in Anspruch nahm, wird jetzt mit der Bahn in 38 Stunden zurückgelegt. Der Expresszug fährt nur drei Mal per Woche und ist mit Schlaf- und Restaurationswagen nordamerikanischen Systems ausgestattet. Die Linie ist herzlich schlecht gebaut, so dass trotz langsamen Fahrens die Wagen stark

schaukeln. Nachmittags $^1/_2$5 Uhr verlässt der Zug Buenos Aires und führt uns zunächst durch fruchtbares Acker- und Weideland, hin und wieder erscheinen kleine Ansiedelungen, von Eucalyptus- oder Pappelanpflanzungen umgeben. Am nächsten Morgen finden wir uns in der weiten öden Pampa, einer unendlichen Graswüste, deren niedriges dürres Gras, nur von Binsenbüscheln unterbrochen, nichts weniger als einen poëtischen Eindruck macht. Hin und wieder ein kleines Gewässer oder ein Teich; die Ansiedelungen werden immer seltener und einfacher in ihrer Construction die bescheidenen Wohnungen, Wellblechhäuser und Segeltuchzelte. Um 3 Uhr Nachmittags erreicht man Villa Mercedes, wo die von Cordoba und Rosario kommende Eisenbahnlinie einmündet; nach kurzer Strecke niedrigen Buschwaldes geht es wieder in die öde Graswüste hinein, dichte Wolken lästigen Staubes hüllen den Zug ein und zwingen trotz grosser Hitze dazu, alle Fenster geschlossen zu halten. Die Viehheerden werden immer seltener, hie und da taucht ein Strauss auf, sonst kein Leben in der Pampa.

Originell, hochtönend und oft gar nicht in Einklang mit den einfachen Ansiedelungen sind vielfach die Stationsnamen in Argentinien. Man hat ungefähr alle Präsidenten (incl. des letzten, Juarez Celman, berüchtigten Angedenkens), Generäle und Freiheitshelden in Stationsnamen verewigt; daneben findet man Stationen wie Gossler, Armstrong, Grütli und Lehmann.

Bei San Luis, das Abends 7 Uhr erreicht wird, erscheinen die ersten Ausläufer der Cordilleren, hinter denen die Sonne in prachtvollen Tinten untergeht. Es empfiehlt sich, am nächsten Morgen zeitig, gegen 5 Uhr auf zu sein, um das wundervolle Schauspiel des Sonnenaufgangs angesichts der nun vor uns liegenden ersten und zweiten Kette der Cordilleren zu geniessen,

die in langer Linie den Horizont begrenzt. Allmählich treten aus dem Grau der Dämmerung rosig erleuchtet die Schneekämme der zweiten, höheren Kette hervor, prachtvoll hebt sich die Gruppe des 22,000 Fuss hohen Tupungato mit seinen Schneefeldern ab, des höchsten hier sichtbaren Berges. Eine Stunde weiteren Fahrens durch fruchtbare Felder und Weingärten, von schnellfliessenden, lehmrothen Wässern durchschnitten, führt uns nach Mendoza, wo wir Morgens 6 Uhr ankommen und im Hôtel Andino (früher Club-Hôtel) gutes Unterkommen finden.

Mendoza ist eine sehr freundliche, weitausgedehnte Stadt von 30,000 Einwohnern, worunter viele Chilenen und Leute, denen man die Mischung mit Indianerblut ansieht. Deutsche zählt man hier nur etwa 200. Die sehr breiten, von fliessendem Wasser durchrauschten Strassen sind von prächtigen, hohen Baumreihen eingefasst, die Häuser, aus Furcht vor Erdbeben mit einziger Ausnahme der Kirche, alle nur niedrige Erdgeschosse, machen einen freundlichen und verhältnissmässig neuen Eindruck, da das etwas abseits gelegene alte Mendoza im Jahre 1861 durch ein Erdbeben, bei dem 8000 Menschen umkamen, fast vollständig zerstört wurde. Die Ruinen davon sind jetzt abgetragen, nur die Ueberreste zweier Kirchen ragen mit ihren geborstenen Pfeilern noch traurig aus dem Schutt empor. Mendoza liegt noch ganz in der Ebene und die Schneekette der Cordilleren ist von hier aus wenig sichtbar, sondern durch die nahen Vorberge meist verdeckt. Verschiedene grosse Gartenplätze zieren die Stadt, ein schönes, klares Schwimmbad Eliseo, in einer früher als Ausstellung gebauten Halle, giebt erwünschte Gelegenheit, sich nach der staubigen Reise und der bereits recht drückenden Hitze zu erfrischen. Pferdebahn, offene Wagen, zu dem billigen Preis von

20 Centavos per Fahrt, Telephon und Gasleitung geben der Stadt ein modernes Gepräge, an dem Postgebäude hängt sogar ein echter und rechter eiserner deutscher »Postbriefkasten«, der Gott weiss wie hierher verschneit sein mag und mit seinen deutschen Anschriften den Eingeborenen natürlich ein Räthsel ist. Der blühende Eindruck Mendoza's wird vollständig dadurch gerechtfertigt, dass es in der That das Centrum einer der besten Provinzen Argentiniens ist, Dank ihrem Weinbau, der ein vorzüglich rentirendes, Bordeaux ähnliches Product liefert und noch grosser Ausdehnung, freilich auch noch grosser Verbesserung in der Behandlung, fähig ist. Wir sahen niedrige, aber kräftige Rebstöcke mit 60 Trauben. Vorläufig ist die Nachfrage nach dem hiesigen Wein in ganz Argentinien noch so gross, dass der Produzent mehr auf Quantität als auf Qualität sieht und die Rentabilitätszahlen, die uns genannt wurden, waren 60—70 % und mehr. In der nördlicher gelegenen Provinz San Juan, deren gleichnamige Hauptstadt fünf Stunden Eisenbahnfahrt von Mendoza entfernt liegt und in der es zuweilen das ganze Jahr nicht regnet, so dass man nur auf künstliche Bewässerung angewiesen ist, wird gleichfalls ein vorzüglicher Wein gebaut, und zwar dort ein stärkerer, alkoholreicherer, spanischen Südweinen ähnlich.

Das Baumaterial der einfacheren Häuser in und um Mendoza bilden ausnahmslos ungebrannte, graue Ziegel aus Lehm und Stroh, aus demselben Material geformte, grosse rohe Blöcke umgeben, zu Mauern aufgeschichtet, Weiden und Weingärten.

Der Hauptzweck des Aufenthalts in Mendoza ist aber nicht die Bewunderung der schönen Stadt, sondern der, Vorbereitungen zur Gebirgsreise zu treffen. Zunächst gilt es, sich mit Lebensmitteln zu versehen,

denn man kann zwar darauf rechnen, jeden Abend eine einfache Posada anzutreffen, wo man schlafen kann, wenn nicht eine vorher angekommene Karawane den geringen Platz schon in Anspruch genommen hat und wo man ein bescheidenes Essen findet, für die Mahlzeiten im Laufe des Tages aber muss man selbst sorgen und sich auch darauf gefasst machen, dass man von Schneesturm überrascht, unter dem ersten besten Felsvorsprung halt zu machen gezwungen sein und so eventuell Tage lang festsitzen kann. Wir kauften also: Fleischconserven, Zungen, Brod, Speisechocolade, Caffee, Thee, Zucker, Salz, Wein, Rum, Cognac, Lichter, Theekessel und liessen das Ganze in Weinkisten verpacken. Sodann wurde unsere übrige Ausrüstung vervollständigt durch Schutzbrille gegen Staub und Sonnenreflex der Schneefelder; einen grossen Poncho, der gleichzeitig Nachts auch als Decke dienen muss; Reitzeug und Korkhelm mit Schleier. Letztere Kopfbedeckung ist gegen Sonnengluth und brennenden Wind am praktischsten; hat man keinen Korkhelm, so schlingt man ein Handtuch um Hut und Nacken, bindet die Zipfel unter dem Kinn zusammen und ist auch so ganz gut geschützt.

Die wichtigste Arbeit ist nun die, sich die Reitthiere und nöthigen Treiber, resp. Führer, Arrieros genannt, zu verschaffen. Wir wandten uns an die Agentur von Sebastian Llull, der den Contract für die Postbeförderung hat und contrahirten für uns vier Reisende vier Reitthiere, vier Gepäckthiere, drei Arrieros mit ihren Thieren und ein Reserve-Maulthier, bezahlten dafür im Voraus je 20 Pesos pro Thier, so dass also Jedem von uns die Beförderung auf 60 Pesos kam. Nachträglich sagte man uns übrigens, wir hätten insofern zu viel bezahlt, als die Thiere der Arrieros bei der Bezahlung nicht mit gerechnet würden.

Nun, wir fanden den Preis nicht ausser Wege, hätten auch gerne noch mehr bezahlt, wenn wir dafür bessere Arrieros bekommen hätten, als sich die unsrigen leider erweisen sollten. Freilich, sollen sie ungefähr alle mit einander nicht viel werth sein, ein Menschenschlag, dessen Beschreibung ein Capitel für sich allein füllen könnte.

Zäh und ausdauernd, gewöhnlich von Jugend auf an die Reise gewöhnt, sind ihnen die Strapazen derselben vertraut und sie scheinen anzunehmen, dass der Reisende, der die Tour zum ersten Male macht, in derselben Lage ist. Sie bekümmern sich deshalb so wenig als möglich um den Reisenden, keine Handreichung, keine Information kommt freiwillig von ihnen; Entfernungen oder Zeit sind ihnen unbekannte Dinge; fragt man darnach, so bekommt man als Antwort entweder das berühmte Quien sabe? (wer weiss das?), oder der Mann guckt sich lange stumm die Sonne an, sagt schliesslich vielleicht, dass man in einer Stunde an dem erwünschten Orte sein werde und dann kann man gewiss darauf rechnen, dass man noch drei Stunden braucht. Will man des Morgens um 3 Uhr aufbrechen, um von den kühlen Morgenstunden für den Ritt zu profitiren, so wird der Arriero am Abend zu Allem »ja« sagen, am nächsten Morgen aber ist er vor 6 Uhr gewiss nicht mit Satteln fertig. Fragt man, ob die bevorstehende Strecke Weges gut oder schlecht ist und der Mann sagt gut, so kann man ziemlich sicher darauf rechnen, ein halsbrecherisches Stück vor sich zu haben — so angeboren scheint es den Leuten zu sein, die Unwahrheit zu sagen. Dabei sind sie fast alle dem Trunke ergeben, behandeln ihre Maulthiere, die uns auf den leichtesten Zügeldruck gehorchten, mit ausgesuchter Rohheit. Kurz, sie sind in jeder Beziehung unangenehme Patrone.

Solche Leute richtig zu behandeln, erfordert ein Specialstudium; behandelt man sie zu gut, so werden sie ganz machen, was ihnen beliebt, behandelt man sie schlecht, so verliert man auch noch die geringen Aufmerksamkeiten, die sie Reiter und Sattelzeug etwa schenken, wenn man nicht schlimmeres zu befürchten hat; streng, aber gerecht, ist wohl die beste Maxime im Umgang mit ihnen. Dass man gut thut, die Reise bewaffnet und nicht allein, sondern in Gesellschaft mehrerer Reisenden zu machen, ist unter diesen Umständen naheliegend; eine viermalige Namencontrole der Passagiere in Mendoza, Uspallata, la Guardia und los Andes scheint zu beweisen, dass auch die Unternehmer selbst ihrer Arrieros nicht so ganz sicher sind und ihnen durch die Namencontrole einen heilsamen Schrecken einzuflössen suchen.

Je weniger Gutes man über die Führer sagen kann, um so uneingeschränkteres Lob verdienen die Maulthiere, hundertmal vernünftiger und angenehmer als ihre Herren und in der That ist das Maulthier ein wahrer Schatz für diese Gegenden: anspruchslos in seiner Unterhaltung, ausdauernd, sicher und zuverlässig, so dass der Reisende gar nichts Besseres thun kann, als sich der Führung des Thieres zu überlassen; ein Till Eulenspiegel unter den Thieren, beschleunigt er seinen Schritt bergauf ganz von selbst, verzögert ihn vorsichtig bergein, behutsam an gefährlichen Stellen jeden Tritt prüfend ehe es den Fuss weitersetzt; bei Nacht wie bei Tag gleich sicher, seinen Weg auf bequemer Strasse oder auf schmalem Saumpfad an schwindelnden Abgründen findend, bei letzteren mit Vorliebe immer dicht am Rande wandelnd, als wolle es sich der ganzen Verantwortlichkeit bewusst bleiben. —

Die gewöhnliche Eintheilung der Reise von

Mendoza ab ist derart, dass man am ersten Tage bis Villa Vicencia, am zweiten bis Uspallata, am dritten bis Punto de las Vaccas, am 4. bis Juncal, am fünften bis los Andes kommt. Mit Ausnahme der dritten Tagereise, die 18 Leguas misst, bieten die anderen je 15 Leguas zu 5 Kilometer; stellenweise ist der Weg, wenn auch holperig genug, so doch für Wagen fahrbar und speciell die erste Tagesreise durch die staubige, heisse, wasserlose Pampa und bis nach Villa Vicencio würde ich Jedem anrathen, zu Wagen zurückzulegen. —

Nach Erledigung all' unserer Vorbereitungen wurden wir und unser Gepäck gegen Abend per Wagen aus unserem Hôtel abgeholt und fuhren nach einem Gehöft in Las Heras, eine Stunde vor Mendoza, in dessen Potreiro die Maulthiere weideten. Wir übernachteten hier und am nächsten Morgen bei Sonnenaufgang bereitete man den Marsch vor. Nachdem die Thiere mit dem Lasso eingefangen und nicht ohne Wiederstreben in dem grossen Hofe zusammengetrieben waren, wurden ihnen mit Decken die Köpfe verhüllt, worauf sie wie versteinert standen. Den Lastthieren wurden eigenthümliche mit Strohmatrazen gepolsterte Gestelle aufgegürtet, auf denen dann, im Gewicht auf beiden Seiten gleichmässig vertheilt und mit grossem Geschick Koffer, Kisten und alles Gepäck mit ledernen Striemen festgepackt wurden; man rechnet, dass eine Mula durchschnittlich 150 Kilos trägt. Unsere Arrieros, ein Argentiner als »Capataz« oder Oberhaupt, ein Chilene und ein Jüngling von 15 Jahren als Vorreiter, in buntfarbigen Ponchos, rothen Taschentüchern unter dem grauen runden Filzhut und grossen Chilenen-Sporen hatten als Sattelzeug den landesüblichen Recado-Sattel, der vorn und hinten hoch aufgebogen und unter- und übergelegt

mit einer ganzen Anzahl von Schaffellen und Decken dem Reiter einen sichern und angenehmen Sitz bietet; dazu die bequemen dreiseitigen Lederkästchen als Steigbügel. Wir »Gringos« bekamen kleine englische Sättel, die für Bergtouren nichts weniger als practisch sind und obgleich dieselben blitzneu waren, erwiesen sie sich als von so ordinärer Qualität, dass innerhalb der ersten zwei Stunden Jeder von uns zerrissene Riemen und andere Defecte an seinem Sattelzeug auszubessern hatte.

Um $^1/_2$7 Uhr setzte sich denn unser Zug glücklich in Bewegung: 12 Maulthiere und eine gepäck- und reiterlose Stute, die Madrina, die vom Vorreiter am Leitseil geführt und mit einer Glocke am Hals die Truppe mit ihrem Geläute zusammenhält. Ritt ich auf meiner Mula voraus und sie schloss aus dem Schweigen der Glocke, dass die Truppe hinter uns sich nicht weiterbewegte, so war auch meine Mula bald nicht mehr voranzubringen, und wenn sie müde war, benutzte sie Zeit und Gelegenheit, um sich mit zarter Rücksichtnahme auf den Reiter ganz vorsichtig niederzulassen, nicht unähnlich einem Kameele kniend, so dass ich bequem absteigen konnte und sie schien anzudeuten: so, wir haben unsere Schuldigkeit gethan und nun wollen wir erst mal die Anderen nachkommen lassen. Der kleine Scherz wiederholte sich am ersten Tage fünfmal, nie, wenn das Leitthier vor uns war und erfreulicherweise die nächsten Tage, als wir in den Bergen drinnen waren, überhaupt nicht mehr.

Die Pappel-Alleen des kleinen Ortes Las Heras lagen bald hinter uns und vor uns dehnte sich die flache, öde Pampa aus, mit niedrigem Gestrüpp bedeckt, dessen ganzer Reiz ein würziger Duft ist. Die Gepäckthiere, die am ersten Tage der Reise noch

etwas übermüthig sind, machen links und rechts vom Wege ab Streifzüge in die Pampa hinein und müssen von den Arrieros wieder zusammengetrieben, ihre Lasten neu befestigt werden. Die vor uns sich aufbauenden Vorberge der Cordilleren scheinen so nahe zu sein, dass man sie in kurzer Zeit zu erreichen denkt, aber es wird Mittag, die Sonne steht drückend heiss im Zenith, der Ritt durch die staubige, wasserlose Oede hat uns schon etwas ermüdet und die Berge sind uns noch kaum näher gerückt, es ist nicht das letzte Mal, dass wir uns auf unserer Reise in Schätzung der Entfernungen irren werden. Neben einigen höheren Sträuchen, die durch Ueberlegen von Decken sonnendicht gemacht werden, wird erste Rast gemacht, die Thiere werden abgepackt, Proviantkisten und das Weinfass aufgeschlagen und mit gutem Appetit wird das erste Frühstück eingenommen. Die Arrieros braten sich in der Asche eines Holzfeuers ihren saftigen Spiessbraten, die armen Maulthiere aber bekommen am ersten Tage 16 Stunden lang weder Futter, noch Wasser; von dem kostbaren Nass trifft man keine Spur in dieser Pampa.

Um die grösste Sonnengluth erst vorübergehen zu lassen, brachen wir erst $^1/_2$ 3 Uhr wieder auf und merkten beim Aufsatteln bald, dass unser »Oberhaupt« Arriero, der Capataz, total betrunken war; er verschwand denn auch kurz darauf, wahrscheinlich um unter irgend einem Busch seinen Rausch auszuschlafen und erschien erst am nächsten Morgen gegen Sonnenaufgang in unserem Nachtquartier. Das nennt man hier zu Lande »Führer«.

Weiter geht der Ritt durch die Pampa, die Sonne neigt sich zum Untergang, als wir gegen 6 Uhr endlich an die Berge herankommen. Aber noch müssen wir über eine Reihe ausgetrockneter, tief-

gerissener Flussbetten, die Pampa ist mit wildem Geröll übersät; drei Stunden reiten wir noch durch schmale, wenig bewachsene Querthäler, zuletzt in voller Dunkelheit, bis wir gegen 9 Uhr die einfache Posada von Villa Vicencio erreichen. Wohl hätten wir nach dem langen Ritt ein gutes Nachtlager verdient und gewünscht, die beiden Zimmer des einfachen Ranchos waren durch eine von Chile eingetroffene Gesellschaft aber bereits in Anspruch genommen und so wurde denn gleich das erste Nachtlager auf improvisirten Feldbetten unter dem Vordach des Hauses im Freien abgehalten. Die Nacht war nach dem drückend heissen Tage empfindlich kalt; das wäre aber noch nicht schlimm gewesen, wenn nicht ein bald aufkommender Sturm uns mit Staub, Erde und kleinen Steinstücken so überschüttet hätte, dass wir am nächsten Morgen buchstäblich halb in Erde eingebettet dalagen. Nachdem wir uns in einem Stalleimer gewaschen, ein Glas gute Milch getrunken und von den inzwischen aufgestandenen Chilenen unter Klagen gehört hatten, dass sie unterwegs sieben Stunden in Schnee gesteckt und dass sie die Reise über die Anden ihrer Beschwerlichkeit halber in ihrem ganzen Leben nie wieder machen würden, setzten wir gegen 6 Uhr, uneingeschüchtert, unseren Ritt fort. Der Weg führt zunächst in malerischen Schluchten empor, die bald breiter, bald sehr eng, von einem schmalen Wasserfaden durchzogen, in drei Stunden bergauf bis nach Harnillos führen, einem elenden Rancho in der Nähe einer Mine. Freier wird hier der Blick, eine Bergkette nach der anderen thürmt sich auf und wird überschritten, grausige Schluchten werden auf steilen Pfaden umritten, der kalte Höhenwind wird stärker und stärker und speciell wenn man auf die Bergkämme hinauf-

kommt, macht ein Regen kleiner Steine, vom Sturme getrieben, Ross und Reiter stutzig; setzt der Wind aus, so empfindet man die Hitze der scharfen Sonnenstrahlen. Groteske und malerische Gebirgsformen erfreuen das Auge und gegen Mittag entrollt sich plötzlich der volle Anblick der langen Schneekette der Hauptlinie, ein grossartiges Bild gewährend. Menschliche Ansiedlungen trifft man auf dem Wege nicht, von der Thierwelt selten einmal ein Guanaco (Lama-Art) oder das blau-graue Rebhuhn der Anden; nicht wenige Gerippe und Aase unterwegs eingegangener Thiere liegen auf dem Wege zerstreut. Die Vegetation ist niedrig und spärlich, Cacteen mit rothen und gelben Blüthen am characteristischsten; hehre Einsamkeit liegt über dem Ganzen. In verschiedenen, von kliffigen, gelb und roth prangenden Bergketten rings umzogenen Hochplateaus, senkt sich diese erste Andenkette zu dem breiten, grünen Thalkessel von Uspallata hinab, der die erste von der Schneekette trennt; kleine Gruppen von Pappeln und Weiden, die einzigen Bäume weit und breit, zeigen die kleine Ansiedelung an und gegen 4 Uhr treffen wir nach zehnstündigem Ritt, ohne Frühstückspause gemacht zu haben, in Uspallata vor der Veranda des grossen und verhältnissmässig guten »Hôtels« ein. Es ist ein langgestrecktes, weissgetünchtes Lehmhaus mit vorliegender Holzveranda, deren Boden, ebenso wie der der Zimmer mit Ziegeln belegt ist. Die Zimmerdecken sind aus Segeltuch, die Wände sind geweisst, zwei Zimmer sogar tapeziert, die Betten gut, kurz, ein angenehmer Gegensatz zum letzten Nachtquartier. Es giebt zu theuren Preisen leidliches Essen und gutes Dortmunder Bier, frisches Wasser einer nahen Mineralquelle, üppige Weide mit durchfliessendem Bach für unsere Maulthiere, die von den

Arrieros hier neu beschlagen werden. Die Küche in einem offenen Lehmhause und der runde Backofen liegen dem Haupthaus gegenüber und weiter ist rings herum keine Ansiedlung zu sehen. Originell ist der Lagerplatz der Arrieros, die im Kreise herum die Last jedes einzelnen Thieres aufgestaut und mit dem betreffenden Packgestell überdeckt haben; dabei hocken sie, Spiesbraten zubereitend und Mate schlürfend.

Die weite, freundliche Ebene wird einerseits von der mächtigen Schneekette, andererseits von einem Kranze malerischer Berge eingefasst, die in gelb, grün und roth schimmern, das Ganze ein Panorama von erhabener Ruhe und Grösse.

In drei bis vier Stunden Ritt von Uspallata zu erreichen, liegt die Silber- und Blei-Mine Paramillo, einer argentinisch-französischen Gesellschaft gehörig und wohl die reichste in Argentinien. Unter den 150 Bergarbeitern sind viele Deutsche und Norweger, auch der Werkführer ist ein Harzer.

Die von Chile kommenden drei Reisenden, die wir in Uspallata antrafen, zwei Engländer und ein Deutscher, kräftige, gesunde Gestalten, ermangelten auch wieder nicht, die schlechten Wege und die Anstrengungen der Tour zu verwünschen und ihre geschwollenen, aufgesprungenen Gesichter und roth unterlaufenen Augen sprachen allerdings dafür. Wir wandten gegen die Sprödigkeit der Gesichtshaut jeden Abend mit gutem Erfolg eine Einreibung von Crême Simon, ein Lyoner Fabrikat, an, eine angenehme, wohlthuende Mischung aus Glycerin, Vaselin und Rosenwasser; die Hände waren durch lange Handschuhe geschützt; und im Uebrigen befolgten wir die allgemeine Gepflogenheit bei derartigen Reisen, um spröde Haut zu vermeiden, sich möglichst wenig zu waschen, was zwar nicht ästhetisch, in diesem Falle aber sehr practisch ist.

Die uns wiederholt aufstossenden Klagen über die Anstrengungen der Tour waren nicht gerade sehr anmuthend, aber wir wollten es nicht dem Argentiner nachmachen, der sich noch vor wenigen Tagen in Mendoza zu seiner Reise über die Cordilleren eine Ausrüstung im Werthe von 400 Pesos gekauft hatte und schon in Uspallata wieder umkehrte, weil ihm die Strapazen zu gross waren; bei uns hiess es durch. Da aber Niemand von uns pressirt war, so änderten wir unser Programm dahin ab, dass wir etwas kleinere Tagestouren machten und dafür einen Tag zugaben. Auch so blieb die Reise übrigens noch anstrengend genug.

Da der Gesammtverkehr des Cumbre-Passes über Uspallata geht, so befindet sich hier ein argentinischer Zollwächter; die Revision des Passagiergepäcks ist ganz nominell; die Ausfuhr von Argentinien nach Chile besteht fast ausschliesslich in Rindvieh und Maulthieren.

Am Morgen des dritten Tages ging es um 6 Uhr weiter, zunächst über meist ebene, zuweilen wellige Pampa der Felskette entgegen, die greifbar nahe scheint und uns doch drei Stunden lang täuschte, bis wir ihren Fuss erreichen. Aus dem scharfen Felseinschnitt links kommt hier die Andenbahn von Mendoza heraus und zwar liegen bis hierher schon die Schienen; rechts windet sich der Uspallata-Pass nach oben; im Vordergrund fliesst das rothe Wasser des Mendozaflusses, der momentan nicht sehr breit ist, dessen breites, tiefgerissenes, steiniges Flussbett aber anzeigt, welche Wassermassen er mit sich führt, wenn der Schnee auf den Cordilleren erst mehr schmilzt. Der Weg folgt nun immer dem Rio Mendoza und zwar führt die Bahnstrecke immer auf der hohen Barranca (Uferlehne) des rechten, der alte Saumpfad auf dem linken

Ufer. Wir folgen dem letzteren, auf bald feinerem, bald gröberem Geröll, in malerischem, meist engem Thale, bergauf, bergab, eine pittoreske Bergcoulisse nach der anderen umbiegend; bald über mit Felsblöcken besäete Ebene, dann wieder an jähen Felsabhängen emporklimmend, so eng der Saumpfad, dass sich stellenweise zwei Thiere nicht ausweichen können. Rechts steil aufsteigender Felsen, links jäher Abgrund und tief unten im steinigen Thalbett der schäumende Fluss; ein Fehltritt des Maulthieres und Ross und Reiter sind verloren; das Thier fest im Zügel haltend, vorsichtig, aber nicht ängstlich, werden die schlechten Stellen passirt, wird es zu steil und röllig, muss abgestiegen und betreffender Theil zu Fuss zurückgelegt werden. Für Instandhaltung des Weges wird auf argentinischer Seite so gut wie nichts gethan. Gegen Mittag wird im Schatten eines überhängenden Felsblockes am klaren Picheuta-Flüsschen, über das hier eine uralte steinerne Bogenbrücke führt, am Ausgange der Schlucht, Rast gemacht, das Frühstück mundet trefflich und dann geht es rüstig weiter in die Felswelt hinein. Die Vegetation nimmt immer mehr ab, der Schnee kommt in den Spalten der Berge schon dicht bis an unseren Weg herunter, während die Hauptkette der Schneeberge selten sichtbar ist; wunderbar variiren Farben und Formen der Berge, bald glaubt man die Sägezacken des Montserrat, bald die Purple Mountains Irlands, bald die Loreley, bald den Untersberg zu erkennen, metallisch glänzende Schichten und Lavaschlacken, Abstürze unterbrechen die weissen, rothen und gelben Farben der Berge. Ausser einer von der anderen Seite kommenden Karawane, ähnlich der unseren, die man per Tag zu treffen pflegt, zieht wohl auch ein einsamer Fusswanderer den harten Weg, oder ein Trupp von Maulthieren, Ochsen und Pferden wird

vorbeigetrieben, aber im Ganzen herrscht grosse, hehre Einsamkeit, über die der Condor seine stolzen Kreise zieht.

Der störende Höhenwind stellte sich an diesem Tage erst gegen 2 Uhr ein und wir kamen gegen 6 Uhr verhältnissmässig frisch, trotz der 11 Stunden im Sattel, in la Polvoreda, (der Sandbüchse) an. In grossartig wilder Einsamkeit liegt das einfache Gehöft auf hohem, steilen Plateau, inmitten eines mächtigen Gebirgskessels; die Sonne verglimmt auf den vulkanischen Zacken und Bergzinken, tief, tief unten im engen Thale rauscht der Mendoza-Fluss, man kommt sich weltverloren vor; aber ein Dynamitschlag von den Bahnarbeiten der anderen Seite kündigt die auch hier vordringende Cultur an.

Der Rancha ist einfach genug, ein langes, niedriges, stallähnliches Gebäude, starke Mauern aus aufgethürmten Felsblöcken, die Fugen nothdürftig mit Lehm ausgeschmiert. Das Haus ist nur mit Wellblech gedeckt, das gleichzeitig Dach und Zimmerdecke ist, so dass Luft, Licht und auch Regen freien Zutritt in die sogenannten »Zimmer« haben, Abtheilungen, die durch Rahmen mit übertünchten, vielfach löcherigen Segeltuch hergestellt sind. Der natürliche Fels bildet den Fussboden, die klapprigen Thüren müssen auch die fehlenden Fenster ersetzen. Die Temperatur ist dicht am Gefrierpunkt, ein Brazero (Kohlenbecken) verbreitet angenehme Wärme in unserem Zimmer, während die freundliche Wirthsfamilie inzwischen unser Abendessen vorbereitet, das uns bald auf reinlich gedecktem Tisch erwartet und unsere Erwartungen weit übertrifft. Es giebt Puchero (Kochfleisch) Hühner und Eier, Delikatessen, die wir in Uspallata's »Hôtel« nicht bekamen, dazu ausgezeichneten chilenischen Rothwein von Panquehue, so dass wir in bester

Stimmung unser Lager aufsuchten, einfache hölzerne Kreuzgestelle mit Segeltuch bespannt, mit reinlicher Bettwäsche versehen, die Kopfkissenbezüge, wie überall unterwegs, mit schönen Handspitzen verziert, die von der Gesammtumgebung drollig genug abstechen.

Nach einer recht frischen Nacht sitzen wir Morgens um 6 Uhr zum vierten Tag wieder im Sattel, drei Stunden geht es in Schlangenwindungen auf Saumpfaden an Abgründen entlang, bis man den Rio de Vaccas auf guter Steinbrücke überschreitet und in Punto de Vaccas, dem gewöhnlichen Uebernachtungsplatz, eine schöne Posada mit grosser, frischer Weide antrifft. Der runde Thalkessel scheint kaum einen Ausgang zu bieten, aber links öffnet sich eine Scharte, für einige Zeit wird die Eispyramide des Tubungato in ihrer ganzen Schönheit sichtbar; rechts herum windet sich dann der Pfad einen steilen Berg hinauf, halsbrecherisch, abschüssig auf der anderen Seite wieder zum Flusse hinunter und dann geht es $3^1/_2$ Stunde auf bequemen Wege durch eine lange, vulkanische Thalebene; links und rechts groteske Felsformen, die verschiedene kleine, klare Wässer zum Mendoza herabsenden, geradeaus die Schneekette. Gegen 2 Uhr trafen wir in Puente del Inca, der Incabrücke, ein, einer etwa 100 Schritt breiten, natürlichen Felsbrücke, unter der sich der Mendoza sein Bett gegraben hat. In der Nähe sind drei warme Schwefelquellen, die in zwei Höhlen sehr naturwüchsige Wannenbäder liefern; die natürliche Höhlung dient als Wanne, leere Weinkisten dienen als Sitze, löcherige Matten als Vorhänge. Rings herum ist der Boden mit einer Kruste von Schwefel u. a. Salzen bedeckt. Die einfache Posada dient als Badehôtel für die wenigen Pensionäre, welche die Quellen gegen Hautkrankheiten und Rheumatismus benutzen. Von Puente del Inca bis las Cuevas am

Fusse des Cumbre, unserem heutigen Nachtquartier, sollen drei Leguas Entfernung, der angeblich gute Weg soll in zwei Stunden zurückzulegen sein. Unsere Herren Arrieros sogen ihren Mate aber so langsam ein, dass wir erst um 5 Uhr weiterkamen und ihre Informationen waren wieder so falsch, dass wir schliesslich bei voller Dunkelheit eine der unangenehmsten Stellen der ganzen Reise passiren mussten. Zunächst geht der Ritt, nachdem man auf einfacher Holzbrücke den Mendoza überschritten, allerdings bequem genug in breiter Thalebene und als es um 7 Uhr dunkel wurde, und ein hoher Bergriegel das Thal verschloss, glaubten wir für heute am Ziele zu sein. Dem war aber nicht so: in unzähligen Serpentinen mussten wir die hohe steile Felswand hinauf, dann auf haarsträubend steilen und rölligen schmalen Pfaden auf der andern Seite thalein, in stockdunkler Nacht; die Führer voraus, ohne sich im Mindesten um uns zu kümmern; nur Rufen hält die Verbindung unter uns aufrecht; jeder stolpert so gut er kann vorwärts, die eine oder die andere Mula sinkt in die Vorderknie. Endlich ist die Thalsohle erreicht, aber damit noch immer nicht das Ziel. Der reissende Mendozafluss muss durchritten werden, dann geht's durch zackige Felsgänge, deren obere Conturen sich vom dunklen Nachthimmel wenig abheben; die Finsterniss erlaubt sonst nur eben den Kopf seiner Mula und den weissen Hutschleier des Vordermannes zu erkennen, nur an dem öfteren Streifen des Fusses an Felskanten merkt man, wie schmal der Pfad ist, den man zwischen Steinblöcken durchreitet. Gegen 1/2 9 Uhr sehen wir endlich Licht blinken und wir erreichen drei Holzbaracken, in denen Eisenbahnarbeiter trinkend und spielend um lange Tische sitzen, ein Rembrandt'sches Bild, das sich aus der Dunkelheit abhebt. Ein

norwegischer Ingenieur führt uns zum einfachen Hause des Chef-Ingenieurs, der schon im Bette liegt und uns zwar einen Raum in seinem Hause, unseren Thieren aber weder die magere Weide, noch für Geld und gute Worte Futter überlassen will, von dem er selbst nur wenig Vorrath hat. Das dient uns nun recht wenig, denn der morgende Tag soll uns die stärkste Anstrengung bringen und da gönnen wir unseren Thieren das auch sonst wohl verdiente Futter doppelt. Wir dringen also mit unseren Vorstellungen und Bitten persönlich bis an's Bett des Chef-Ingenieurs, eines Italieners, vor und nachdem er hört, dass wir Empfehlungsbriefe von Mr. Clark, dem Eisenbahn-Unternehmer besassen, die wir uns glücklicherweise in Buenos Aires verschafft, ging sein standhaftes »nein« sofort in ein bereitwilligstes »ja« über, unsere 13 Thiere wurden in den Pferch getrieben, dessen rares, kaum zollhohes Gras allerdings nicht viel bot, dagegen bekamen wir nun und gratis Heu und Mais so viel geliefert als wir eben brauchten. Wir selbst waren überanstrengt, ohne Appetit, konnten es in dem von einem Kanonenofen überheizten Raum nicht aushalten und zogen deshalb vor, im Freien in Decken eingehüllt am Feuer der Arrieros die Nacht zu verbringen, obgleich diese so kalt war, dass wir am nächsten Morgen alles Wasser rings um uns gefroren fanden.

Las Cuevas liegt ungefähr 10,000 Fuss hoch, am Fusse des Cumbre-Berges, der hier durch einen 5200 Meter langen Tunnel, den schwierigsten Punkt der sonst nicht ungünstig terrainirten Andenbahn, durchstochen werden soll; bislang sind davon knapp 300 Meter fertig.

Ein prächtiger Sonntagsmorgen, klar und frisch, brach an, als wir uns am nächsten Tage zur Ueber-

schreitung des Hauptpasses, den Cumbre, anschickten, möglichst früh am Tage, einestheils um dem Höhenwinde zuvor zu kommen, der sich gegen Mittag und zwar zuweilen gerade hier sehr unangenehm einzustellen pflegt; anderntheils, um die Schneefelder auf der andern Seite passiren zu können, so lange sie noch festgefroren und noch nicht von der höher stehenden Sonne aufgeweicht sein würden. Beides glückte auch sehr nach Wunsch. Von Cuevas aus gelangt man, an dem Tunneleingang vorbei, in kurzer Zeit an den Fuss einer kahlen, platten Bergwand, die steil etwa 4000 Fuss von unserem jetzigen Standpunkt aus aufsteigt; kopfschüttelnd bedenkt man, wie man da wohl hinüberkommen soll und langsam, steil, gehts nun in unzähligen Zick-Zacks bergauf. Dünner wird die Luft und schwieriger die Last für die Thiere; immer kleiner werden die Abstände, in denen die Mulas schnaufend zum Ausruhen halten, bis nach einer Stunde ein kleines Plateau am Abhang erreicht wird, das eben gerade genug Raum gewährt, um alles Sattelzeug nachsehen und anziehen zu können. Wir sind so etwa 2000 Fuss gestiegen und haben nun noch eine gleiche weitere Höhe vor uns. Immer schwieriger wird das Steigen, alle 10 bis 20 Schritte bleiben die Thiere keuchend stehen, die Menschen werden von der Puna befallen, d. h. die dünne Luft verursacht Athembeschwerden, oft Bluten aus Mund und Nase, wogegen sich die Eingeborenen — erfolglos, wie wir an einem unserer Führer sahen — durch Saugen an einer frischen Zwiebel zu schützen suchen; endlich durchreiten wir den zackigen Felsgrat des Gipfels und befinden uns auf einem etwa 50 Fuss breiten Plateau, der Passhöhe des Cumbre, dem »Höhepunkt« unserer Reise, 14,645 Fuss über dem Meere, der Wasserscheide zweier Oceane, der Grenze zweier

Länder. Nach allen Seiten umgiebt uns die hehre Natur der Hochgebirgswelt, weite Schneefelder dehnen sich vor uns aus, Schneeriesen umschliessen den Horizont, jäh fällt auf chilenischer Seite die Cordillera ab und stellt uns schwierigen Abstieg in Aussicht. An die Holzsäule gelehnt, die anzeigt, wo hier das unterirdische Kabel zwischen Argentinien und Chile liegt, bewundern wir das grossartige Panorama lange, ehe wir zur Weiterreise schreiten.

Die Maulthiere werden vorläufig nicht mehr bestiegen, sondern zu Fuss, mit starken Knütteln ausgerüstet, die wir uns von Cuevas mitgebracht hatten, beginnt der Abstieg über Schneefelder und Gerölle. Ein etwa 2000 Fuss unter uns liegendes, kleines, schneefreies Plateau ist das nächste Ziel und die Führer überlassen freundlichst Jedem, seinen Weg für sich zu suchen. Noch ist der Schnee ziemlich fest, immerhin sinkt man zuweilen bis an die Brust ein; lockere, steile Gerölle machen das Gehen zuweilen fast unmöglich; da setzt man sich denn am Besten nieder und rutscht, mit dem Stocke steuernd und bremsend, bergein, bis man wieder an gehbare Stellen kommt. Unangenehm ist die Ueberschreitung kleiner Wasserläufe, die unter dem Schnee hervorbrechend, in schmalen Schluchten nach unten fliessen und die oft mannshohen Schneelagen ihrem Laufe entlang tragunsicher machen. Herunterzurutschen ist ja unendlich viel leichter und angenehmer, als sich denselben Weg emporklimmen zu müssen und so waren wir denn lachend und scherzend mit manchem Riss im Beinkleid, sonst aber im besten Humor nach etwa einer Stunde auf dem ersehnten Plateau.

Hier mussten wir nun allerdings fast zwei Stunden warten, bis auch unsere Maulthiere alle über die Schneefelder hinweg waren, denn in dem weg-

losen Schneefeld verliert die Mula natürlich ihre Sicherheit. Wenn die Satteltbiere bei unebenen Stellen, die der Schnee verhüllte, ins Kugeln kommen, so sieht das komisch genug aus und schadet nichts, sie kommen bald von selbst wieder auf ihre Beine; mit den Lastthieren ist die Sache aber schon weit schwieriger; kommen diese zu Fall, so sind sie durch ihre Ladung so sehr an freier Bewegung verhindert, dass sie sich nur schwer wieder aufraffen können, zuweilen erst dann, nachdem ihre Last abgepackt worden ist. Wir trafen auf einem Schneefeld eine ganze Ladung von etwa 25 Kisten Wein und Lebensmitteln, die in der Unmöglichkeit, sie weiter zu bringen, von einer früheren Karawane abandonnirt worden waren. Unsere guten Arrieros hätten gar zu gern etwas Strandräuber an diesem herrenlosen Gute gespielt, aber schon der Transport unseres Gepäcks über den Schnee verursachte ihnen solche Schwierigkeiten, dass sie, wenn auch traurigen Blickes, die lüsternen Gedanken aufgeben mussten.

Endlich waren wir wieder alle auf dem kleinen Plateau versammelt und der weitere Abstieg begann. Steil und geröllig führen von hier die Caracoles, Schneckengänge, bergein, so steil, dass wir vorzogen, noch weiter zu Fuss zu gehen, obgleich das spitze Gestein nichts weniger als angenehm zu passiren war, nur sehr schmal ist der feste Pfad auf der Bergkante, links und rechts rollt loses Geröll zu Thal; dort müssen wir in schmalen Schluchten wieder Schneestrecken durchwaten und neue Caracoles erfordern alle Vorsicht des Wanderers. Ein herzzerreissendes Bild bot sich hier in zwei italienischen Arbeiterfamilien, drei Männer, zwei Frauen, zwei ganz kleine Kinder und ein achtjähriger Junge, die von Chile kommend, bereits hier vollständig erschöpft zu sein

schienen. Die Gesellschaft hatte nur zwei Pferde für die Frauen, links und rechts von dem einen Thiere hingen Körbe mit den kleinen Kindern darin. Auch die Pferde schienen schon gänzlich erschöpft zu sein und wollten nicht mehr voran; die eine Frau war abgestiegen und sass, stumpf vor sich hinbrütend, mit der Flinte ihres Mannes im Schooss, auf einem Felsblock da; der Junge, sich ängstlich an die Felsen klammernd, heulte und schrie: es wäse besser, sie stürben Alle gleich hier, als noch weiter die Strapazen auszuhalten; die zweite Frau mit den Kindern links und rechts von sich in Körben hängend, konnte bei dem schmalen Pfade nicht vom Pferde kommen und beschwor uns bittend, ihr zu sagen, ob nun der schwierigste Theil der Reise vorbei sei. Zwei der Männer schimpften und fluchten, auf den Weg, auf die Memme von Jungen, auf das Schicksal und auf sich selbst. Wir halfen den Frauen und Kindern so gut wie wir eben konnten, stellten ihnen besseren Weiterweg in Aussicht, um sie wenigstens momentan zu ermuthigen, obgleich wir ja leider aus eigener Erfahrung wussten, dass der längste und schlimmste Theil der Reise für die Aermsten erst noch kam und traurig gestimmt setzten wir unsern steilen Abstieg zu Fuss fort, bis wir an den Anfängen des Flusses Aconcagua etwas besseren Weg erreichten und dort unsere Maulthiere wieder bestiegen. Die Eisenbahnarbeiten beginnen auf chilenischer Seite hier, immer auf dem linken Ufer des Flusses, während der alte Weg rechts führt. Segeltuchzelte und Wellblechhäuser zeigen an, wo momentan am Bahnkörper gearbeitet wird. Rechts bleibt, rings in Felsen eingebettet, der schöne blaugrüne Bergsee Laguna del Inca liegen, nach kurzem Ritt in der Thalsohle beginnen wieder steile Abstürze, die auf ängstlichen Pfaden

umritten werden. Bei Portillo machten wir kurze Rast zum Frühstück und gegen 4 Uhr sahen wir endlich den ersten grünen Flecken, das Ziel unserer heutigen Reise, Juncal, unter uns. So einfach der Rancho, so mager die Weide, der Ort muthet uns wie eine Oase in der Wüste an, hoch willkommen nach den Anstrengungen der heutigen Tour. Wir bekamen hier zuerst das chilenische Nationalgericht, die Casuela, vorgesetzt, eine Suppe mit Reis, Geflügel, Kartoffeln und Aji, gemahlenem rothen Pfeffer, die gut zubereitet, trefflich mundet. Zeitig suchten wir an diesem Abend unsere harten Lagerstellen auf.

Der sechste und letzte Tag, von Juncal bis los Andes ist landschaftlich weitaus der schönste der ganzen Reise. Morgens 6 Uhr brachen wir wieder auf, überschritten die Brücke des Aconcagua, dessen Wasser hier noch ganz klar ist und dessen Lauf wir nun folgen, drei Stunden lang noch auf herzlich schlechtem Wege, meist unten im engen Thal, am Ufer des hier schon lehmrothen, schnellfliessenden Wassers, bald hoch über dem steilen, mit Felsblöcken übersäten Flussbett. Karren mit 4 Joch Ochsen oder 9 Maulthieren bespannt schleppen eiserne Röhren zur Ausnutzung der Wasserkraft des Aconcagua für Eisenbahnzwecke bestimmt, nach Juncal hinauf; schwierig und gefährlich ist auf dem schmalen Saumpfad das Ausweichen. Der Weg führt auf chilenischer Seite nicht durch lange Querthäler und weite Hochebenen wie in Argentinien, sondern im stärkeren Fall des Thals schiebt sich hier coulissenförmig ein schräg abfallender Felsen vor dem andern, in malerischem Wechsel, im Hintergrund immer die Häupter der Schneekette; zahlreiche feine Giessbäche stürzen von den Felsen herab; einige grössere Zuflüsse des Aconcagua sind im Sommer bei starker Schnee-

schmelze so reissend und tief, dass sie der Karawane den Weg versperren und diese Halt machen und abwarten muss, bis nach eingetretenem Nachtfrost in den Bergen der Wasserzufluss geringer und die Passirung des Flusses am Morgen möglich wird; selbst dann bleibt die Ueberschreitung oft gefährlich.

Die Vegetation nimmt bei dem Weiterritt immer mehr zu; nach den dürftigen Gräsern Juncals erscheinen erst kleine, bald grössere Sträucher, blühende Büsche und Bäume, weit mannigfaltiger als in Argentinien; eine Menge hoher Stangencactusse mit den weissgelben Prachtblüthen der »Königin der Nacht« und viele Dornenbüsche sind besonders charakteristisch. Eigenthümliche Laubhütten, aus Aesten und Laubzweigen leicht aufgebaut und einfache, mit Stroh gedeckte Holzhäuser werden häufiger, der Verkehr von Maulthiertruppen, die Führer mit breitkrämpigem Chilenenhut, wird reger, der Weg besser. Für die Unterhaltung des Weges wird auf chilenischer Seite überhaupt weit mehr gethan, als in Argentinien.

Gegen 9 Uhr erreichen wir die in einem freundlichen weiten Thalkessel gelegene gute Posada von Guardia vieja, die uns unter dem Schatten einer Laube, von schönen Mägdelein credenzt, Milch, Eier und trefflichen Wein liefert, während wir aus dem Rest der von uns mitgeführten Lebensmittel eine Gänseleberpastete und andere Schönheiten zu einem opulenten Frühstück, dem letzten der Reittour beisteuern.

Der Aufenthalt kann — leider — nur ein kurzer sein, denn der Weg vor uns ist noch lang, weiter geht es desshalb schon gegen 10 Uhr, immer rechts vom Aconcagua, durch prächtige Schweizer-Scenerie, die Schneehäupter immer im Hintergrund, auf

bequemem Wege bis zum Felsdurchschnitt »Salto del soldavo« (Soldatensprung), der gegen Mittag erreicht wird, eine eigenthümliche hohe Felsklamm, durch die sich der Aconcagua drängt und die ihren Namen davon trägt, dass ein von Indianern verfolgter Soldat sein Ross in kühnem Sprunge über die Kluft setzend, sich hier gerettet haben soll, ein zweiter Harras. Der Weg führt hier, den letzten grossen Eindruck aus den Anden bietend, in grossen Windungen nochmals hoch hinauf und an steilen Abgründen auf der andern Seite wieder an den Fluss hinab, dessen Thal nun immer breiter wird. Um 1 Uhr passiren wir die wenigen Häuser von los Loros und erquicken uns am ersten Schluck guten chilenischen Bieres. Nach Weideplätzen kommen allmählich Felder und Weingärten zu Gesicht, Pappelgruppen, Rosenhecken, Wein lauben und Pfirsichbäume umgeben die Häuser. Pappeln, Weiden und Eukalyptus sind die drei Baumsorten, die im ganzen südlichen Südamerika die Nähe menschlicher Ansiedelungen anzeigen; speciell die schnell wachsenden, alle vier Jahre zu schlagenden Pappeln sind ihres Nutzwerthes wegen häufig angepflanzt.

Den Rio Colorado kurz vor seiner Mündung in den Aconcagua auf grosser Holzbrücke überschreitend, gelangen wir gegen 2 Uhr nach la Guárdia, der chilenischen Zollstation, wo drei höfliche Beamte uns ohne weitere Belästigung nach Entrichtung von Peso 1.80 für Registrirungsgebühr weiterziehen lassen. Wieder eine halbe Stunde weiter begrüsst uns am Gartenthor vor einem freundlichen Hause die anheimelnde Aufschrift: Hôtel Bismarck von Ricardo de Knesebeck so lockend, dass wir in dem gastlichen Hause zu kurzer Rast eintreten. Eine Stunde weiter überschreiten wir den Aconcagua, dessen immer breiter werdendes Thal

sich zu fruchtbarer, grüner Hochebene erweitert, rings von Vorbergen der Cordilleren umschlossen, mit Pappelhainen und Alleen übersäet. Leider wird der Genuss dieses landschaftlich schönsten Tages im Laufe des Nachmittags immer mehr durch entsetzlichen Staub beeinträchtigt. Wir reiten in einer Staubwolke eingehüllt, die zuweilen so dicht wird, dass wir keine zehn Schritte weit sehen können. Unsere armen Thiere sind abgemattet, gehen nur noch langsamen Schritt, und nach dem, was sie geleistet, hat man auch kaum das Herz, sie scharf anzutreiben; träge schiebt sich unsere Karawane vorwärts, der Pfiff einer Locomotive in der Ferne klingt uns Allen wie ein Erlösungsruf im Ohre wieder, wir nähern uns los Andes. Kurz vor der Stadt passiren wir noch eine Heerde von über tausend Rindern, Kälber, Kühe, Ochsen und mächtige Bullen in buntem Gemisch, die von den Lanzen der Treiber getrieben, gar wild einherstürmen und die schmale Allee ganz ausfüllen. Das Passieren von Stieren ist ja nie angenehm, für Fussgänger immer bedenklich, während Reiter von den Thieren sehr selten angegriffen werden. Mein Maulthier zitterte instinktiv unter mir und war nur schwer zu beruhigen. Der Besitzer der Herde, der ihr von seinem Gehöfte aus entgegengeritten war, präsentirte sich mit seinem Sonnenschirm aus Straussenfedern wie ein zweiter Robinson.

Gegen halb sieben Uhr zogen wir endlich, staubig und abgemattet, zwischen den einfachen Erdgeschossen der geraden Strassen in das Städtchen Santa Rosa de los Andes ein, bis zu dem Gran Hôtel Colon an den freundlichen Gartenanlagen der Plaza, wo wir uns dankbar von unseren Maulthieren trennten, denen wir es zumeist zu danken hatten, dass wir die 70 Stunden im Sattel der letzten sechs Tage glücklich und ohne

Unfall zurückgelegt hatten. Das Gepäck wurde abgeladen und controllirt, ohne Bedauern sagten wir dann den Arrieros Valet. Ein kaltes Bad und ein gutes Nachtmahl erfrischten uns äusserlich und innerlich und mit intimer Genugthuung gedachten wir der nun überstandenen Strapazen; keiner von uns zeigte übrigens Lust, die Reise ein zweites Mal zu machen.

Santa Rosa de los Andes, nur noch 800—900 Fuss hoch über dem Meere gelegen, ist ein freundliches Städtchen von 15,000 Einwohnern, die meist Weinbau und Viehzucht betreiben, und Endpunkt einer Zweiglinie der chilenischen Staatseisenbahn, die hier an die transandinische Bahn anschliessen soll.

Ehe wir uns am anderen Morgen nach der Station begaben, kam unser chilenischer Arriero nochmals zu uns in's Hôtel, angeblich um uns Adieu zu sagen — verwundernswerthe, etwas spät kommende Aufmerksamkeit! — und nebenbei zu fragen, ob wir wirklich, wie der Capataz behauptete, gar kein Trinkgeld gegeben hätten. Nun hatten wir allerdings am Abend vorher beim Auseinandergehen dem Capataz zur Vertheilung unter sich und seinen Collegen sogar die unnöthig grosse und in schreiendem Missverhältniss zu ihren Leistungen stehende Summe von 30 Thalern gegeben und die schien der Schurke nun für sich allein behalten zu wollen. Wir liessen ihn durch den Chilenen zu uns entbieten, aber er kam nicht. Wir riethen dem Chilenen, sich klagend an die Polizei zu wenden, da der Wirth sich erbot, als Zeuge zu dienen; von Anzeige seines Collegen bei Gericht wollte der Chilene aber erst recht nichts wissen, denn dann müsse er fürchten, auf dem Rückwege von seinem »guten Kameraden« bei erster sich ja leicht bietenden Gelegenheit in den Abgrund gestürzt zu werden. Und solcher Bande hatten wir uns anver-

trauen müssen! Um aber die Sache denn doch nicht ganz so ruhig hingehen zu lassen, wie der Capataz, auf unsere Abreise rechnend, sich wohl gedacht haben mochte, warf ich mich mit einem der Reisegefährten in einen Wagen, unsere geladenen Revolver hatten wir noch bei uns und von dem Chilenen geführt, fuhren wir nach der Höhle des Löwen, dem einfachen Gehöft wo die Arrieros für die drei bis vier Tage, die zum Ausruhen der Thiere nothwendig sind, Wohnung genommen hatten. Unsere Gesichter schienen dem Capataz nichts gutes zu verkünden, knirschend und vor Wuth zitternd rückte er auf unsere Aufforderung hin sofort mit dem Gelde heraus, wir besorgten dessen Vertheilung und kamen dann gerade noch zur rechten Zeit an den Bahnhof, um unseren Expresszug nach Valparaiso zu nehmen.

Derselbe verlässt los Andes 8 Uhr 40 Min. und führt durch das schöne und fruchtbare Aconcagua-Thal zunächst nach Station Llaillai, wo man in den von Santiago kommenden Zug umsteigt. Dann geht's dem stillen Ocean entgegen, dessen ersten Anblick man in dem reizenden Villenort Viña del mar geniesst, dicht vor Valparaiso, wo man 12 Uhr 30 Min. eintrifft. Von den drei Stadtstationen Valparaiso's: Baron, Bellavista und Puerto liegt die letzte am bequemsten für das Centrum der Geschäftsstadt und die Hôtels, von denen uns das Hôtel de France einen sehr angenehmen Eindruck hinterlassen hat.

Chile.

Chile's Einwohnerzahl wird heute auf zweieinhalb Millionen geschätzt. Wieviel Fremde darunter sind, ist bei der auch hier zu Lande sehr mangelhaften Statistik kaum annähernd zu sagen; betreffs unserer deutschen Landsleute in Chile konnte ich selbst im deutschen Consulat keine genaueren Zahlenangaben erfahren, man nimmt an, dass ungefähr 30 bis 40,000 Deutschredende hier im Lande leben, von denen sich allein 6000 in und um Valdivia herum befinden. Gleich hier sei erwähnt, dass die Bedeutung der deutschen Ackerbauer, Handwerker und Kaufleute ihnen in Chile, trotz der verhältnissmässig geringen Zahl, eine hervorragende Stellung sichert. Neuer spontaner Immigrantenzuzug aus Europa ist in Folge der grossen Entfernung und entsprechend theurer Ueberfahrtspreise sehr spärlich und ein von der Regierung im letzten Jahre abgeschlossener Contract auf Einführung von 15,000 Emigranten, die freie Passage und freie erste Installation in den fruchtbaren Südprovinzen erhielten, hat die erhofften guten Resultate insofern nicht erzielt, als die grosse Mehrzahl der Eingeführten verbummelte, in den Hafenstädten aufgelesene, arbeitsscheue Individuen waren, meist Italiener und Spanier, die garnicht mit der Absicht ehrlicher, fleissiger Arbeit nach hier kamen, theilweise als sie fanden, dass auch hier das

Gold nicht auf der Strasse liegt, bald nach Argentinien weiterwanderten.

Die Chilenen selbst, denen man vielfach die Mischung mit Indianerblut ansieht, sind, wenn sie nur wollen, ganz tüchtige Arbeiter, freilich wollen sie keineswegs immer gern und da sie im Allgemeinen bedürfnisslos und mit Wenigem zufrieden sind, so fehlt auch aus diesem Grunde der Antrieb zum Arbeiten. Die Arbeiterkreise leben vielfach von der Hand zum Mund, trinken viel und ist am Donnerstag der Wochenlohn schon aufgezehrt, so wandelt der Rock bis zum nächsten Lohntag nach dem Leihhaus, casa de préstamos, deren es in Valparaiso z. B. eine erschreckende Menge giebt; der Hausstand des ärmeren Volkes ist auf ein Minimum reduzirt; das Ehepaar hat vielleicht ein Bett, überhaupt das einzige Mobiliar, der Rest der Familie schläft im bunten Gemisch, was zur Hebung der so wie so laxen Moral auch nicht beiträgt, in demselben Raume auf dem Erdboden. Sehr gut verdienen die Minen-Arbeiter, die mit 3 bis 9 Pesos per Tag gelohnt werden, während die Peones, Ackerknechte, Eisenbahnarbeiter und Handarbeiter 1 Peso in der Stadt, 50 Centavos und freies Essen auf dem Lande verdienen.

Die besseren Classen der chilenischen Gesellschaft zeigen eine grössere Energie und Fähigkeit, als die meisten ihrer südamerikanischen Vettern; es giebt in Santiago unter den leitenden Familien eine Reihe, die mit Stolz auf absolut rein erhaltenes spanisches Blut blicken und wohl die exclusivste Gesellschaft Südamerika's bilden. Im Ganzen ist Chile wohl der einzige Staat Südamerika's, dessen Bevölkerung sich wirklich als »Nation« zusammengehörig fühlt und der Eingeborene ruft sein »Viva Chile« mit dem Bewusstsein, einer kräftigen, zielbewussten Nation anzugehören.

Die Abneigung gegen die Fremden (gringos) ist in Chile nicht so allgemein, wie sonst meist in Südamerika.

Die Regierung Chile's, des »Preussen von Südamerika«, hat bislang im Allgemeinen immer als eine ehrliche gegolten; die auf fünf Jahre gewählten Präsidenten, seit circa 30 Jahren alles Civilpersonen, haben ihre Stellungen nicht zu eigenem Nutzen missbraucht; so ging z. B. der Präsident Pinto, der während des peruanisch-chilenischen Krieges doch genug Gelegenheit gehabt hätte, ein reicher Mann werden zu können, so arm aus dem hohen Amt, dass er ein Haus von nur 50 Pesos per Monat miethete; seine Freunde machten ihm später ein Ehrengeschenk in Geld.

Das Militair, trotz seiner Erfolge im Kriege gegen Peru, spielt keine dominirende Rolle, sondern hat sich bislang immer correct der Constitution eingefügt. Sein activer Bestand ist auf Papier 6000, in Wirklichkeit wohl nicht mehr als 3000 Mann, die meist in Santiago stehen; im Kriegsfall gilt allgemeine Wehrpflicht; schon in den Primärschulen, deren Unterricht gratis ist, werden die Kinder militärisch geschult und mit Führung des Gewehres vertraut gemacht.

Besser und angesehener als das Heer noch, ist die Marine, die gut organisirt ist.

Die Chilenen selbst halten ihr Heer wie ihre Flotte für die besten Südamerikas; dabei scheinen sie im Uebrigen neue kriegerische Verwickelungen mit dem Ausland nicht zu wünschen und ganz zufrieden zu sein, wenn man sie nur in Ruhe lässt; die regelmässig wiederkehrenden Prophezeiungen eines nahe bevorstehenden Krieges zwischen Chile und Argentinien wegen der Auftheilung Patagoniens be-

zeichnet man hier als grundlos und Argentiniens zerrüttete Finanzen dürften auf der andern Seite der Anden auch zur Ruhe und Vernunft mahnen. Auch in den Krieg gegen Bolivien und Peru, der sich um die Monopolisirung des Salpeterhandels entspann, ging Chile erst dann, nachdem Bolivien das angebotene Schiedsgericht, Peru die verlangte Neutralität abgelehnt hatten. Einmal erklärt, wurde der Krieg allerdings barbarisch geführt. Die rohe, raubsüchtige, kräftige Natur der Chilenen, Nachkommen der spanischen Conquistadoren und tüchtige Officiere, darunter viele englische, deutsche und nordamerikanische, verschafften Chile das Uebergewicht über die ihrem Heere numerisch überlegenen Gegner. Bolivien wurde quasi zu einer chilenischen Provinz reducirt, Peru fängt erst heute an, sich wieder etwas zu erholen, nachdem der Werth seines Pesos auf 2 Pence und weniger gesunken war.

Recht wenig beliebt ist der jetzige Präsident Balmaceda, ein Fanfaron, mit grossen, aber unklaren Plänen und so unzuverlässig und schwankend in seinen Meinungen und Versprechungen, dass die Unzufriedenheit von Kammern und Volk ziemlich allgemein geworden ist und man täglich den Ausbruch einer Revolution gegen ihn für möglich hält, noch ehe im Jahre 1891 seine Präsidentschaftszeit abläuft. Im Gegensatz zu ihm feiert man jetzt den General Baquedano, einem chilenischen Boulanger, um den sich eine gewisse Clique der Unzufriedenen schaart. Erfreulicherweise hat aber bislang auch diesmal das Heer sich streng neutral und constitutionsgemäss verhalten; die meisten Oberofficiere haben erst kürzlich ein Manifest veröffentlicht, in dem sie die Meinung vertreten, dass das Heer inneren politischen Fragen fremd zu bleiben habe.

Der inzwischen ausgebrochene innere Krieg in Chile beweist leider, dass eine Spaltung im Heere eingetreten.

Das Budget Chiles weist höhere Einnahmen als Ausgaben auf; die jährlichen Einnahmen durch den Exportzoll auf Salpeter beträgt allein 3 Millionen Pfund Sterling. Die grossen Extra-Ausgaben der letzten Jahre für Panzerschiffe, Schulen u. s. w. sind nicht mit Hülfe von Anleihen, sondern aus den laufenden Einnahmen bestritten worden. Die Handelsbilanz ist für das Land günstig; es ist verhältnissmässig wenig fremdes Capital im Lande zu verzinsen, da Chile reich genug ist, seine Unternehmungen meist mit eigenem Gelde auszuführen und der hier landesübliche billige Zinsfuss fremdes Capital nicht sonderlich anzieht. Die äussere Staatsschuld, meist für Eisenbahnanlagen, also für productive Zwecke contrahirt, besteht nur in £ 9,300,000, die bei $4^1/_2$ % Verzinsung über Pari stehen. Was den Credit Chiles im Ausland besonders hob, war die Thatsache, dass Chile während seines Krieges mit Peru, trotz Rothschild's Anerbieten, keinen Pfennig neuer äusserer Anleihe contrahirte und nach wie vor die Zinsen seiner Staatsschuld pünktlich bezahlte.

Die innere 3 % Staatsschuld beträgt nur 24 Mill., eine gleiche Summe repräsentirt das nicht convertirbare Staatspapiergeld und doch ist trotz dieser so günstigen Gesammtlage der chilenischen Finanzen die Landesvaluta ausserordentlich entwerthet, insofern der Peso statt 48 d wie beim Goldparicours momentan nur ca. 22 d werth ist. Die Regierung selbst rechnet bei Erhebung der Exportzölle auf Salpeter, resp. bei Berechnung des jeweiligen Zuschlags für Coursdifferenz einen officiellen Silbercours von 35 d.

Da die Finanzlage des Landes die gesündeste

aller südamerikanischen Staaten ist, so könnte die Regierung zu rascher Besserung der Valuta leicht Mittel und Wege finden; da aber in Senat und Kammer die persönlichen Interessen von Grossgrund- und Minen-Besitzern überwiegen, denen ein niedriger Cours grössere Concurrenzfähigkeit ihrer Producte verbürgt, so wird in dieser Richtung nur langsam vorangegangen. Es existirt gegen die Notenemission bereits ein Silberdepot von vier Millionen und man fängt jetzt an, monatlich für 200,000 Pesos Silber dazu zu kaufen, um so allmählich wieder auf die Parität eines Silbercourses zu kommen.

Es circuliren Staatspapiergeld und die Noten einiger Emissionsbanken, die durch Hypothek-Pfandbriefe gedeckt sind; in Münze nur Silberstücke von 5, 10 und 20 Centavos in Silber, $2^1/_2$ Centavos in Kupfer.

Die Hauptausfuhr des Landes besteht in den Producten der trockenen Nordprovinzen: Salpeter, Kupfer und Silber; sodann liefern das Ackerbauland der Mittelprovinzen und das feuchte Waldland des Südens für den Export: Weizen, Mehl, Gerste, Wein, Dörrfleisch, Häute, Leder, Nüsse, Honig, gepresstes Heu und Wolle.

Valparaiso, in dem sich der grösste Theil des chilenischen Handels concentrirt, ist heute eine Stadt von 115,000 Einwohner; von den 12,000 Fremden mögen 4000 Deutsche sein, dann folgen nach Zahl und Bedeutung: Engländer, Franzosen, Spanier und Italiener. Der überseeische Handel wird grösstentheils von den Fremden monopolisirt und zwar stehen im Import die Deutschen obenan, während sie sich im Export die Bedeutung mit den Engländern theilen. Das Bankwesen dagegen ist mit Ausnahme einer einzigen englischen Bank ganz nationalchilenisch; das grösste

und beste Institut ist die Banco de Valparaiso. Der laufende Zinsfuss ist mit 6 % billiger, als irgendwo sonst in Südamerika.

Grossartige, gut eingerichtete Zoll-Depôts, in directer Communication mit der Eisenbahn, die um den Hafen herum führt, bieten dem Handelsstand Gelegenheit, für die lächerlich geringe Lagermiethe von 1% auf den officiellen Werth, ihre Waaren bis zu drei Jahren im Zollhaus liegen zu lassen, eine Einrichtung, die ungesunden Ueber-Import nur zu sehr begünstigt und zusammen mit ziemlich häufigem Schmuggel, auch seitens grosser, sogenannter anständiger Häuser, das solide Geschäft sehr erschwert.

Der Hafen von Valparaiso ist eine gegen Norden ganz ungeschützte Rhede und daher den in ihr ankernden Schiffen bei starkem Nordwind hoch gefährlich; sobald dieser eintritt, darf kein Schiff der Sicherheit seiner Ankerketten vertrauen, sondern wer nur irgend kann, setzt Dampf und Segel auf und sucht das offene Meer, um nicht das Schicksal der zahlreichen Fahrzeuge zu theilen, die durch den starken Norder hier schon auf Strand getrieben wurden.

Vom Meere aus gesehen präsentirt sich Valparaiso stattlich und freundlich in weitem Halbkreis, eine Reihe steil aufsteigender, kahler, gelb-rother Berge überziehend, die nur einen schmalen Küstenstreifen für die Unterstadt übrig lassen. In der Regenzeit vom März bis August, die durchschnittlich aber auch nur etwa 20 Regentage im Ganzen bringt, sollen die Berge alle im üppigsten Grün prangen, jetzt im Monat November, war alles Gras und Kraut bereits total versengt und mit Ausnahme der künstlich erhaltenen Vegetation in den kleinen Privatgärten erfreut keinerlei Pflanzenwuchs das Auge. Auf schönem eisernen runden Brückenkopf, den zwei grossen Schwimmdocks gegen-

über, landet man bequem an der Plaza Sotomayor mit dem schönen Marinedenkmal, Arturo Prat, dem Helden von Iquique und den anderen Heroen des chilenisch-peruanischen Krieges gewidmet. Rechts von diesem Platze sind die Zollhausanlagen und die ganz aus Eisen und Cement construirte Zollbrücke, an der gleichzeitig vier Dampfer direct anlegen und löschen können. Der grosse viereckige Bau auf dem Felsvorsprung im Süden ist die neue Cadettenschule; hier in der Nähe und weiter rings um den Hafen befinden sich Befestigungen, im Ganzen sieben Forts. Links von der Plaza Sotomayor ausgehend, finden wir die drei Hauptstrassen der Unterstadt, die Calle Blanco mit den Grosshäusern; Calle Esmeralda mit den besseren Hôtels und Läden, worunter recht elegante Magazine, die Flaneurstrasse, wenn man in dem arbeitsamen Valparaiso überhaupt von Flaneurs sprechen kann; und endlich die Calle Arturo Prat mit Banken, Maklerbureaus u. s. w. Noch näher dem Meere zu ist durch den Bau eines langen Quais in allerneuester Zeit dem Wasser eine beträchtliche Strecke Landes abgerungen, werthvolles Terrain dadurch gewonnen worden und darauf ein neuer, eleganter Strassenzug in Errichtung. Die gleichfalls hier liegenden neuen, schönen Bahnhofsgebäude von Puerto und Bella Vista und die Waaren-Löscheinrichtungen sind theilweise schon fertig, theilweise im Bau oder Project, so dass das Bild Valparaiso's von der Seeseite aus eine gründliche Umgestaltung erfährt.

Die Bauart der Häuser in der Unterstadt bietet wenig Characteristisches, es sind meist einfache, einstöckige Bauten mit schrägem Ziegeldach; keine freundlichen Binnenhöfe (patias) keine flachen Dächer, kein Marmorschmuck erinnern an andalusische Vorbilder, wie in den La Plata Hauptstädten; nur die an älteren

Häusern noch befindlichen, — jetzt verbotenen — im ersten Stock längs laufenden, bedeckten Säulengalerien aus Holz, die circa einen Meter über die Strassenfront des Erdgeschosses vorspringen und theilweise, wenn auch selten, durch Glasfenster geschlossen sind, geben den Häusern einen originellen Anstrich. In den Vorstädten sind die Häuser meist sehr ärmlicher Natur, einfache Erdgeschosse, vielfach nur aus Holz und Wellblech construirt.

Wie die Schwalbennester aber kleben die Häuser, vielfach auf Holzstelzen und steinernen Mauern geschützt, an den steilen Berglehnen empor; mit Rücksicht auf die Erdbeben, die in Valparaiso, wenn auch nicht so stark, so doch häufig vorkommen, sind auch hier Holz und Wellblech die mit Vorliebe zur Construction verwandten Materialien. Die Fremden, die sich im Allgemeinen sehr behaglich in Valparaiso fühlen, wohnen meist in diesen auf den Bergen gelegenen Theilen der Stadt, falls sie nicht vorziehen, in einem der mit der Eisenbahn leicht zu erreichenden, reizenden Villenorte zu wohnen, dem nahen Viña del mar mit bequemer Gelegenheit zum Seebaden, oder in Quilpué und Limache, die schon eine Stunde Bahnfahrt entfernt und höher in den Bergen drin liegen. Die Personenbeförderung in den engen Strassen der Unterstadt wird durch eine Pferdebahnlinie vermittelt, deren einzelne Wagen in ganz Chile durch weibliche Cassirer, mit weissen Männerstrohhüten uniformirt, bedient werden; das Verdeck der Tramwagen gilt als zweite Classe und selbst um als Fremder die Aussicht besser von oben geniessen zu können, wird man kaum die Gesellschaft eines hier Ansässigen finden, der sich diesem Verstoss gegen hiesige Sitte anschliessen möchte. Privat-Equipagen giebt es nur sehr wenige und die zweispännigen Miethwagen sind in ganz Chile

von einer vorsündfluthlichen Diligencenform, die anfangs unwillkürlich lachen macht und dabei in Valparaiso speciell meist so abgeschliffen, dass man den billigen Fahrpreis von 10 Centavos per Fahrt begreift.

Einige freundliche Gartenplätze zieren die Unterstadt. Der grösste davon ist die Plaza Victoria, mit dem schönen grossen Theater gleichen Namens, einer freundlichen Kirche, dem Polizeigebäude und dem Palais der reichen Familie Edwards, Minenbesitzer und Bankiers. Des Abends finden auf diesem Platze mehrere Male per Woche Militair-Concerte statt und bei der Gelegenheit sieht man einmal etwas Leben, während Plätze und Strassen der Stadt im Laufe des Tages sonst ein ausschliesslich geschäftliches Gepräge tragen. Ein Schmuckkästchen in seiner Art ist der Parque municipal, ein kleiner, aber reizend angelegter Garten, dessen in feurigen Farben schimmernde Blumenbeete sich zwischen sauber gehaltenen, mit kleinen Chamotteplatten belegten Wegen abheben. An Denkmälern besitzt die Stadt, ausser der Statuengruppe für Arturo Prat noch vier ältere Bildsäulen von Columbus, von Cochrane, dem Helden aus dem Befreiungskrieg von Spanien, von Wheelwright, dem Einführer von Telegraph, Eisenbahn und Dampfschifffahrt in Chile und endlich auch eine Bildsäule der »Gerechtigkeit«, »lauter nicht im Lande einheimische Grössen«, wie der Volkswitz sagt.

Die sehr gut eingerichtete, freiwillige Feuerwehr, bei der auch die hier lebenden Fremden mit je einer Compagnie vertreten und deren einheimische Mitglieder von der Verpflichtung des Militairdienstes entbunden sind, wird im Fall eines Brandes durch Feuerglocken zusammengerufen, die in jedem Quartier auf frei stehenden Holzpfeilern unter schützendem

Holzdächlein hängen, eine Einrichtung, die ich auch an anderen Plätzen Chiles traf.

Von speciell deutschen Einrichtungen Valparaiso's sind zu nennen: eine deutsche Kirche, zwei gute deutsche Schulen, ein vorzüglich eingerichtetes, in gesunder Lage auf dem Berge gebautes deutsches Krankenhaus, eine deutsche Zeitung und ein bereits 1838 gegründeter deutscher Verein mit ca. 200 Mitgliedern, unter dessen eleganten Räumlichkeiten in der Calle Blanco speciell die Galerie mit schöner Aussicht auf Hafen und Meer Erwähnung verdient.

Die Nationaltracht der Chileninnen ist schwarzwollener Anzug mit übergeworfener »Manta«, einem gleichfalls schwarzwollenen grossen viereckigen Tuch, das Kopf, Hals und Büste unförmlich umhüllt, bis unter die Kniee reicht und die Frauen als Gespenster aussehen macht. Jung und alt, arm und reich, tragen sich in Schnitt und Farbe gleich, nur die Güte des Stoffes wechselt und die Ausschmückung mit Stickereien, Spitzen und Franzen. Speciell zum Besuch der Kirche, den die bigotten Chilenen täglich abstatten, sind schwarzes Kleid und Manta quasi obligatorisch und wenn man des Morgens die Damen in diesem Aufzuge, Betbuch und Rosenkranz in der einen, zusammengefaltenen gestickten Knieteppich in der andern Hand, in langen Reihen zur Messe wandeln sieht, so glaubt man eine neue Art Nonnenorden vor sich zu haben. Wenn so die Manta von den schönen Gesichtern und Gestalten der Chileninnen neidisch viel verbirgt, so bleiben doch noch die prächtigen dunklen Augen und die guten Zähne zu bewundern, deren Schönheit fast allen Chileninnen eigen ist.

Kleiden sich am Nachmittag die Damen oder die gewöhnlichen Leute Sonntags »europäisch« an, so

werden in Farben und Mustern auffallende Kleider bevorzugt und Hüte sah ich tragen, von einem Umfang und mit einem derartigen Ueberfluss von Blumen und sonstigem Aufputz, dass man schier erstaunte über derartige Geschmacklosigkeit.

Die Herrenwelt dagegen trägt sich genau ebenso, wie in Mitteleuropa.

Der Landmann trägt breiträndrigen Strohhut, theilweise sehr grotesker Façon und buntfarbig gestreiften Poncho; beim Reiten stecken die Füsse in eigenthümlichen, fassähnlichen, hölzernen Steigbügeln mit schöner Schnitzerei; auf seinem Pferde oder Maulthier sitzt zuweilen noch die Frau hinter ihm.

Ausgezeichnet sind die hiesigen Landesweine, speciell die im fruchtbaren Aconcagua-Thal wachsenden Panquehne und Urmeneta, die voll, kräftig und gut gepflegt, einem guten Bordeaux zu vergleichen sind. Im Gegensatz zu ihren argentinischen Collegen in Mendoza, die mehr auf Quantität als Qualität hinarbeiten, legt der chilenische Weinbauer Gewicht auf seine Marke und seinen guten Namen, lagert seine Weine drei bis vier Jahre und bringt dann ein Product zu Markte, das weitaus das Beste von Südamerika ist.

Auch in Güte der hier zu Lande gebrauten Nationalbiere stehen Gebrüder Anwandter's Bier von Valdivia und das ausgezeichnete Pilsener und Bayrisch von Gubler & Cousiño in Santiago, in Südamerika mit in erster Linie. Beliebte Landesgetränke sind sodann noch die Chicha, Traubenmost und der Pisco, ein süsser Liqueur aus Trauben-Kernen und -Schalen destillirt.

Aeussere Zerstreuung bietet Valparaiso wenig genug, wenn nicht gerade eine fremde Schauspieler- oder Sängertruppe anwesend ist, die meist abwechelnd

in Valparaiso und Santiago, zuweilen auch in Concepcion, gastiren. Das Victoria-Theater in Valparaiso ist ein von aussen und innen recht stattlicher Bau, wo momentan eine recht gute italienische Operetten-Compagnie spielte; freilich sind die frommen Chileninnen meist zu prüde, um sich kurz geschürzte Operetten anzusehen.

Dagegen sah ich bei einer Vorstellung von »El Guitarero«, der Bettelstudent, bei der das Haus ausverkauft und speciell Alldeutschland stark vertreten war, in der Prosceniumsloge des Stadt-Intendanten zwei interessante Araucaner-Gestalten, Caciquen, die zur Audienz in Santiago beim Präsidenten Balmaceda gewesen waren, um gegen widerrechtliche Annexion ihnen gehöriger Ländereien, deren sich die chilenische Regierung bei ihren Landauctionen schuldig gemacht hatte, zu protestiren. Auffallend kleine, aber gedrungene Gestalten, von rothbrauner Hautfarbe, breiter Nase, vorstehenden Backenknochen, langem, schwarzem Haar und intelligenten, lebhaften Augen, nahmen sie sich in ihrem schwarzen Filzhut als Zeichen ihrer Caciquen-Würde, einem Halsband aus grossen runden Silberblechen und einem langen Stock mit Silberknopf und rothweiss seidenen Bandschleifen ganz stattlich aus und sie folgten den Vorgängen auf der Bühne mit naivem Wohlgefallen.

Ob sie mit dem Erfolg ihrer Mission zufrieden waren? Nachdem die Araucanier im Süden Chiles lange Zeit widerspenstig geblieben waren, hat der Branntwein mehr als die Waffen, das zähe Volk mehr und mehr bezwungen, man nimmt ihnen ein Stück Land nach dem anderen weg und sie werden dahin schwinden, wie die Indianer Nordamerika's. —

Valparaiso ist der Ausgangspunkt der Staatseisenbahn, die über Santiago und Concepcion nach

dem Süden, vorläufig bis Traiguen fährt, von wo aus sie nach Valdivia fortgesetzt werden soll. Nach Balmaceda's Plan soll eine Staatsbahn, der Küste parallel, auch die Nordprovinzen durchziehen; bislang existiren ausser der Staatsbahn nur eine Reihe kurzer Privatbahnen, welche speciell die landeinwärts gelegenen Minen mit dem nächsten Hafen verbinden.

Die Staatsbahn ist sehr solide gebaut, um Tunnel möglichst zu vermeiden, theilweise mit grossen Schleifen; das rollende Material ist in ausgezeichnetem Zustand, die Wagen sind sehr reinlich gehalten, Frachten und Passagepreise anerkennenswerth billig und trotzdem rentirt sich die Bahn mit 5 %. Die Entfernung von Valparaiso bis Santiago beträgt 184 Kilometer und wird von dem zweimal per Tag in jeder Richtung verkehrenden Expresszug in viereinhalb Stunden zurückgelegt. Die Züge fahren schnell genug, da die Strecke aber nur eingeleisig ist, giebt es in den einzelnen Stationen oft langen Aufenthalt, um die Kreuzung eines Güter- oder Personenzuges abzuwarten.

Gegen Nachzahlung von nur einem Peso auf erster Classe Preis benutzt man einen eleganten Salonwagen mit bequemen Fauteuils und breiten Aussichtsfenstern. Von dem Bahnhof Puerto aus, der in der Nähe der Hôtels liegt, fährt man dem neuen Quai entlang; an den Stationen Bellavista und Baron vorbei, gelangt man an riffigen Meeresstrand und biegt dann bald in die Berge ein. Bis zur Station Llaillai, wo die Zweigbahn nach los Andes abgeht, folgt die Bahn dem fruchtbaren Aconcagua-Thal; frische grüne Weiden, Getreidefelder und Weinpflanzungen erscheinen zwischen Pappeln, Weiden und Eukalyptus-Gruppen, Kastanien und Nussbäume, Akazien, Buchen, Eichen und Pfefferbäume umgeben blühende Gärten, mit leuchtend

farbigen, üppigen Geranien, Rosen und Nelken. In fast allen Stationen werden Körbe prächtigen Obstes, Kirschen, nussgrosse Erdbeeren, die feinen Cheremoyas, Riesen-Blumenbouquets, Brot und kleine frisch gefangene Flussfische zum Kaufe ausgeboten. Nachdem man in Llaillai Zeit zu einer guten Mahlzeit im Bahnrestaurant gehabt, führt der Zug weiter, das Aconcagua-Thal verlassend, in wilderer Scenerie durch öde, mit Cacteen bestandene Berge bis zu dem mit Pappeln übersäeten, weiten Hochplateau empor, auf welchem in der Höhe von ungefähr 1000 Fuss über dem Meere die Landeshauptstadt Santiago liegt.

Santiago ist die Stadt der chilenischen Aristokratie und der Reichgewordenen, soweit Letztere nicht vorziehen, ihr Geld nicht in Paris zu verzehren. Das Fremdenelement, obgleich auch hier zahlreich vertreten, spielt im Gegensatz zu Valparaiso hier doch nur eine Nebenrolle. Die meisten Importhäuser Valparaiso's haben Vertreter oder ihre eigenen Läger in Santiago, das etwa 200,000 Einwohner zählen soll.

Von der freundlichen Eisenbahnstation Central aus führt in schnurgerader Linie, eine halbe Stunde lang, die Alameda zur Stadt, eine stattlich breite Avenue, in der Mitte mit einer sechsreihigen Allee hoher Buchen und Akazien, von zwei Rinnen fliessenden Wassers durchschnitten und mit einer Reihe Denkmäler geziert. Des Nachmittags gegen sechs Uhr ist hier der Corso der feinen Welt, die ihre Wagen am Rande der Allee halten lässt und zu Fuss unter den schattigen Bäumen lustwandelnd, plaudernd, Umschau hält, sehen und sich sehen lassen will. Auf beiden Seiten der Alameda sieht man prächtige Privatpaläste, untermischt allerdings mit einfachen und einfachsten Häusern, ein schroffer Gegensatz, der überhaupt für Santiago characteristisch ist und sich überall wiederfindet.

Gegen Ende der Alameda links abbiegend, gelangt man zum Hauptplatz, der Plaza, mit Springbrunnen, freundlichen Blumenanlagen und umgeben von den Palästen der Stadtkammer, von Post und Telegraph einerseits, der grossen aber einfachen Cathedrale neben dem schönen erzbischöflichen Palais andererseits, während die beiden anderen Seiten schöne, einheitlich gebaute Privathäuser mit Laubengängen einnehmen. Von letzteren gehen einige mit Glas gedeckte Verkaufsgalerien aus, unter denen die schönste die mit Statuen geschmückte Galerie San Cárlos ist. Die Läden sind zahlreicher aber kaum so elegant, als in Valparaiso, die Strassen sind alle schnurgerade, aber ziemlich eng und schlecht gepflastert, die Häuser theilweise mit schönen Patios und fast alle mit einer schräg abstehenden, in Spiess oder Stern auslaufenden Flaggenstange, da früher am 18. September, dem Unabhängigkeitstage, obligatorisch allgemein geflaggt wurde.

Den besten Blick über Santiago gewinnt man von dem mitten in der Stadt gelegenen Cerro Sa. Luzia aus, einem Felskegel, der Pedro von Valdivia als strategischer Stützpunkt gegen die Indianer diente, als er hier im Jahre 1541 Santiago gründete.

Dieser Felsen ist jetzt in eine romantische Parkanlage umgewandelt worden, die der Stadt gehört und etwas an die Buttes chaumont von Paris erinnnert. Sprengungen haben groteske Felsbildungen erzielt, die mit üppigem Blumenschmuck und malerischen Baumgruppen bedeckt sind. Ein bequemer Fahrweg und zwei Fusswege führen hinauf, über Brücken, an künstlichen Ruinen, maurischen Thürmen, Statuen, Felsbrücken, Cascaden und Teichen vorbei bis zu einem kleinen Plateau, auf dem ein Restaurant und

ein Circus-Theater liegen. Von da geht es steil empor, vorbei an einer Capelle und grossem Bischofsstandbild bis zu dem von einem eisernen Pavillon gekrönten höchsten Punkt, der eine wundervolle Rundsicht über die weite Ebene gewährt. Rings gerade unter uns die ausgedehnte Stadt mit ihren geraden, langen, sich rechtwinklig schneidenden Strassen, den schrägen, braunen Pfannendächern, vielfach von den Bäumen der kleinen Binnengärten überragt; etwa 60 Kirchen und Capellen senden ihre Thürme und Kuppeln in die Luft und eine Reihe von Mönchs- und Nonnenklöstern umschliessen die Säulengänge weiter Höfe und sprechen für den frommen Sinn der Einwohner Santiagos. Das breite, steinige Flussbett des Mapocho durchschneidet die weite, mit Pappeln übersäete Ebene, rings von einen Kranz von Bergen eingefasst, die sich im Osten bis über die Grenze ewigen Schnees erheben und in der stolzen Paloma-Gruppe hier den schönsten Vertreter der Cordilleren stellen. Der spitze Kegel des Aconcagua, des höchsten Berges Amerikas, von Valparaiso aus sichtbar, wird hier durch die Vorberge verdeckt. Die Rundsicht vom Cerro Santa Lucia ist in der That entzückend schön und besonders Morgens und Abends zu empfehlen, während bei Tage oft leichter Dunst die Fernen umflort.

Sehen wir uns nun in der Stadt etwas weiter um und benutzen dazu eine der vielen Pferdebahnen oder einen der Miethwagen, die zwar auch von der mittelalterlichen Façon, aber doch besser gehalten als in Valparaiso sind. Auch die Privatequipagen sind fast ausnahmslos von demselben Typus, alle geschlossen, selbst beim Corsofahren sieht man selten einen offenen Wagen, was allerdings durch den herrschenden lästigen Staub eine theilweise Erklärung findet.

Hinter der Cathedrale erhebt sich inmitten ge-

schmackvoller Blumenanlagen das schöne Gebäude des Nationalcongresses mit eleganten Sitzungs u. a. Sälen für Deputirte und Senatoren. Die Statue einer trauernden Jungfrau im Vorgarten erinnert daran, dass an dieser Stelle die Jesuitenkirche la Compaña stand, bei derem Brand 1863 an 2000 Menschen, meist Frauen, ihr Leben verloren. Diese Kirche, von der besten Gesellschaft Santiago's speciell protegirt, hatte einen Briefkasten für an die Jungfrau Maria adressirte Briefe eingerichtet, welche, wenn mit entsprechendem Rückporto beschwert, vom Himmel aus Beantwortung fanden. Welcher Missbrauch von den Jesuiten mit dieser Einrichtung betrieben wurde, soll hier nur angedeutet werden, und dass die besten Gesellschaftsclassen die Opfer dieses frommen Betruges wurden, spricht weder für ihren Verstand, noch für ihre Moral. Gelegentlich eines Heiligenfestes war die Kirche reich geschmückt, die zur Ausstattung in grosser Menge verwandten leichten Stoffe fingen an einer Kerze Feuer, das sich schnell verbreitete, die Priester flohen in die Sakristei, deren Thür sie hinter sich abschlossen, bargen dort ihre Schätze und retteten sich dann mit diesen durch eine Seitenthür in's Freie, während die verzweifelte Menge im Innern der Kirche in wilder Flucht nach der Hauptthür stürzend, sich derart stiess und bald übereinander fiel, dass jeder Ausgang verstopft war und die Katastrophe derartig zahlreiche Opfer forderte.

Wild bäumte sich damals die gesammte Volksstimmung gegen den Jesuiten-Orden und speciell gegen dessen Mitglieder in Santiago auf, die es denn auch für angezeigt erachteten, schleunigst aus dem Lande zu verschwinden. Aber der alte Einfluss des mächtigen Ordens gewann bald wieder seine frühere Geltung.

Die Cathedrale ist ein unscheinbares Gebäude

mit sehr niedrigem Schiff, soll jetzt aber äusserlich verschönt werden.

Geht man nach dem Fluss hinunter, an der weiten Markthalle vorbei, so gelangt man zu den grossen Canalisationsarbeiten, die das breite Geröllbett des Mapocho innerhalb der Stadt in engere, gemauerte Ufer zwängen und dadurch werthvolles Terrain gewonnen haben. Den Arbeiten ist ein altes Wahrzeichen der Stadt, die grosse steinerne Brücke mit ihren starken Pfeilern und gothischen Thürmchen aus der alten spanischen Zeit zum Opfer gefallen. Auf der anderen Seite des Mapocho leuchtet uns schon von Weitem die hohe Kuppel der Recoleta entgegen, der schönsten Kirche Santiago's, zu dem anstossenden, alten Dominikanerkloster gehörig. Und wieder eine Strecke weiter hinaus finden wir an der Stadtgrenze den grossen Friedhof, einen lieblich angelegten Garten mit einer grossen Anzahl künstlicher Grabdenkmäler.

Von hervorragenden öffentlichen Gebäuden sind nicht viele zu nennen: die Moneda (Münze) ein grosser, strenger Renaissancebau aus der spanischen Zeit, dient als Regierungsgebäude und Präsidentenwohnung; das teatro municipal ist von aussen unscheinbar, innen recht geschmackvoll eingerichtet, wird auch zu Abhaltung grosser Bälle benutzt; in einigen schönen, reinlichen Kasernen, ist das Militair gut untergebracht.

Bemerkenswerther sind zwei grosse, schöne öffentliche Parks, der Parque Consiño und die Quinta normal. Ersterer zieht sich um einen grossen Exercirplatz herum und bietet schöne Gartenanlagen mit prächtigen Rosenhecken, einen Teich für Wassersport und einen Wagencorso, der nur sehr spärlich besucht war. Allerdings, wie Santiago im Winter kälter, so ist es im Sommer wärmer als Valparaiso mit seinem

gleichmässigeren Seeklima und so war es denn z. B. in Santiago Ende November schon so heiss, dass die Mehrzahl der »Gesellschaft« bereits aus der Stadt verzogen war, nach ihren Landsitzen, oder an das Meer in das fashionable Viña del mar, oder in die Mineralbäder von Cauquenes und Chillan, die in den Anden südlich von Santiago liegen, beide noch verschiedene Stunden Wagenfahrt von der nächsten Staatsbahnstation aus erfordernd.

Fährt man zu dem von der reichen Familie Cousiño der Stadt geschenkten Park gleichen Namens durch die Calle 18 de Setiembro, so findet man hier wieder eine Reihe von Privatpalästen, darunter als schönsten den von Cousiño, mit einfachen Erdgeschosswohnungen wechselnd; kehrt man durch die nächste lange Parallelstrasse zur Alameda zurück, so passirt man ein Viertel der elendesten Spelunken, eine Gegend, die man nach Dunkelwerden nicht mehr mit Sicherheit betreten kann; so nahe liegen in Santiago Luxus und Elend und Verbrechen neben einander.

Die Quinta normal, Musterfarm, gleichfalls der Stadt gehörig, bietet in ihrer grossen Anlage noch schönere Park- und Gartenpartien als der Parque Cousiño; ausserdem eine kleine Menagerie, botanischen Garten, wechselnde Ausstellungen — momentan eine gute Mühlenausstellung und eine recht magere Gemäldeausstellung chilenischer Künstler — ein gutes Restaurant, in Chile etwas seltenes und vor Allem befindet sich hier auch in einem grossen massiven Palast, der einer früheren Ausstellung diente, das chilenische Nationalmuseum, seit 1851 unter Leitung des Herrn Dr. Philippi stehend, der mit deutschem Gelehrtenfleiss und Interesse trotz des geringen staatlichen Zuschusses Hervorragendes geleistet hat. Sein Bestreben, die Sammlung speciell was Chile anbetrifft, so voll-

ständig wie möglich zu gestalten, dürfte nahezu verwirklicht sein. In der naturhistorischen Abtheilung fallen auf: das 60 Fuss lange Gerippe eines Walfisches, präparirte Schwertfische von 17 Fuss Länge, riesige Mondfische, alles aus chilenischen Gewässern; in der ethnographischen Abtheilung sind besonders interessant die Ueberreste aus der Inka- und Indianer-Cultur, sowie die von der einsam im Ocean liegenden Osterinsel stammenden Götzenbilder und Inschriften auf Holz und Stein. Die Götzenbilder sind theils in Lava gehauen, alten egyptischen Steinarbeiten ähnlich; theils in Holz geschnitzt, männlichen und weiblichen Geschlechts; steinerne Janusköpfe sind wiederholt vertreten. Die Hieroglyphenschrift, in schöner regelmässiger Form in polirte Holzbretter und Keulen eingeschnitzt, ist bislang noch nicht entziffert worden. Wahrscheinlich enthält sie religiöse Hymnen, die heute noch von den Eingeborenen bei Anblick betreffender Schriftzeichen gesungen werden, ohne dass sie befriedigende Aufklärungen über die einzelnen Zeichen zu geben vermochten, wie den überhaupt Wesen und Zusammenhang dieser eigenthümlichen Cultur auf der ganz isolirten Osterinsel noch ganz unaufgeklärt sind. Was das Räthsel besonders interessant macht, ist die Thatsache, dass die Steinart, aus der die Götzenbilder — ganze Alleen — gefertigt sind, sich sonst nicht auf der Insel vorfindet. Dankbar für die liebenswürdige und interessante Führung des Herrn Dr. Philippi schieden wir von dem alten würdigen Herrn, einer der Zierden deutscher Wissenschaft im Auslande.

Die deutsche Colonie hat auch in Santiago ihre deutsche Schule, einem deutschen geselligen Verein mit ca. 170 Mitgliedern und einen Reitverein. Als bestes Hôtel gilt das deutsche Hôtel Oddo nahe der Plaza.

Einen Sonntag benutzten wir um nach dem $1^1/_2$ Stunde entfernten kleinen Ort Apoquindo zu fahren, einem beliebten Ausflugsort für Santiago, wo es ein schlechtes Restaurant und ein einfaches Bad giebt, so dass die sehr staubige Wagenfahrt nur in sofern lohnend war, als sie uns Gelegenheit bot, in verschiedenen einfachen Landhäusern am Wege den Nationaltanz, die Cueca, tanzen zu sehen, bei der die Tänzer mit mehr oder weniger Grazie grosse Taschentücher und Hüte schwenken.

Die regelmässige Dampferverbindung Chiles mit Europa wird durch drei Gesellschaften vermittelt, von denen die grösste die Liverpooler Pacific Steam Navigation ist, deren transatlantische Steamer nur bis Valparaiso gehen, während eine Reihe ihrer Küstensteamer den weiteren Dienst zwischen den ungefähr 40 Häfen der Westküste bis nach Panama hinauf besorgt. Den Küstendienst leistet sie combinirt mit einer gut organisirten chilenischen National-Dampferlinie. Die beiden Hamburger Dampferlinien »Kosmos« und »Pacific« lassen ihre Dampfer direct bis nach Callão, während der Caffee-Ernte sogar bis nach Centralamerika hinauf laufen, kommen aber für die Passagierbeförderung weniger in Frage, da sie langsamer und weniger regelmässig fahren. Die Liverpooler Pacific Steam Navigation hat auf diese Weise ein ziemliches Monopol für Passagierbeförderung und nutzt dies auch derart aus, dass sie sich für die zwölftägige Fahrt von Valparaiso nach Montevideo 40 Pfund Sterling zahlen lässt, während dieselbe Compagnie z. B. die dreiwöchentliche Reise von Rio de Janeiro nach Liverpool, der Concurrenz halber, nur mit 30 Pfund Sterling berechnet.

An Bord des grossen Dampfers »Iberia«, Capitain Massey, schiffte ich mich ein und nach ungefähr

dreizehnstündiger Fahrt wurde der Hafen Talcahuano erreicht, eine offene, durch eine im Süden vorliegende Insel einigermassen geschützte Rhede, an der durch eine französische Compagnie jetzt ein grosses Dock für die chilenische Kriegsflotte gebaut wird. Der kleine Ort enthält eine Reihe Depots für Wolle, Mehl und Weizen und ist der Hafen für das in 20 Minuten Eisenbahnfahrzeit zu erreichende Concepcion, die dritte grösste Stadt Chiles, als Knotenpunkt verschiedener Eisenbahnen und Mittelpunkt des Kohlenbeckens ein aufblühender Ort mit etwa 25,000 Einwohnern, worunter 600 Deutsche.

Die Stadt Concepcion liegt freundlich am Fusse laubbewaldeter Hügel an dem seeartig breiten Bio-Bio, dem grössten Flusse Chiles. Eine schnurgerade lange Strasse führt von dem freundlichen Staatsbahnhof durch die ganze Stadt; die Plaza in der Mitte, mit schönen Gartenanlagen geziert, ist von Cathedrale, Regierungsgebäude und Filialen der Banken von Valparaiso und Santiago eingefasst und die Strassen in ihrer Nähe weisen gefällige, einstöckige Häuser auf, während der Rest der Stadt aus einfachen Erdgeschossen besteht. Pferdebahn, Telephon, elektrisches Licht in den Häusern drücken der Stadt einen modernen Character auf. Des Abends wohnte ich in der Cathedrale der Feier des Marienmonats bei; hoch über einem grossen Aufbau frischer, lieblich duftender Lilien und flammender Candelaber prangte die Statue der Jungfrau und fast jede der zahlreichen, neu hinzukommenden Beterinnen opferte eine weitere Lilienspende in Kränzen, Bouquets oder Töpfen, ehe sie sich knieend im Mittelschiffe niederliess und an der schönen Feier theilnahm.

Auf der belebten Plaza vor der Cathedrale spielte Abends Militairmusik, und in einem recht schönen

Theaterhaus fand sich sodann um 9 Uhr ein zahlreiches Auditorium ein, darunter nicht wenige Stutzer und diamantengeschmückter Schönen, um einer recht guten spanischen Zarzuela-Truppe zu lauschen.

Ich übernachtete im Gran Hotel Central, nahm am nächsten Morgen um 7 Uhr in der Station der Arauco-Compagnie die Eisenbahn, die zunächst in 1890 Meter langer Brücke über den Bio-Bio und sodann in $1^1/_2$ stündiger Fahrt, vorbei am Coronel mit seinen einfachen Holzhäusern, nach dem freundlichen kleinen Hafenort Lota führt.

Hier kommt man in die Gegend der chilenischen Kohlenminen, die sich theilweise bis unter das Meer hinziehen und wenn auch kein so gutes Product wie England liefernd, so doch als die einzigen Kohlenminen der Westküste von grossem Werthe sind. In Lota befinden sich grosse Kupferschmelzen, die das aus dem kohlenlosen Norden nach hier gelangende Erz versandtfertig zubereiten und unsere »Iberia« lag denn auch bereits Kupferbarren ladend, hier im Hafen. Die reiche Familie Cousiño, der die hiesigen Schmelzen und Minen gehören, hat auf einer malerischen, weit vorspringenden Felszunge hier ein stattliches Schloss gebaut, rings umgeben von einem grossen wundervollen Park mit kostbaren Gartenanlagen, der musterhaft gehalten wird und sich in Lage und Schönheit dreist mit der berühmten Villa Pallavicini in Pegli bei Genua messen kann.

Von Lota ging unser Dampfer nach Coronel, um Kohlen zu nehmen; während die »Iberia« von englischen Kohlen 65 Tonnen per Tag brennt, braucht sie, um gleichen Heizeffect zu erzielen, 80 Tonnen chilenischer Kohlen, womit die geringere Güte der letzteren characterisirt ist. Gegen Mitternacht dampften wir weiter nach Süden, die nächsten drei Tage etwa

50 Seemeilen vom Lande abhaltend, so dass man nur selten die Spitzen hohen Landes zu sehen bekommt. Der »stille« Ocean verdient seine Bezeichnung als solchen erst von Valparaiso aus nordwärts, südlich steht hier gewöhnlich eine sehr hohe See und auch unser Schiff rollte so stark, dass auch sonst seefeste Passagiere seekrank wurden. Dagegen hatten wir am Morgen des sechsten Tages nach Abfahrt von Valparaiso die Cordilleren und die vorliegende gefährliche Riffkette bis zu dem schroff aufsteigenden, schön geformten Cap Pillar klar vor uns liegen und konnten so über die gefährlichste Stelle ohne Aufenthalt schlank hinweg in die Magalhaenstrasse einfahren, während man sonst zuweilen Tage lang davor liegen muss, um das Aufklären der hier so häufigen Nebel abzuwarten. Ruhig wird nun die Fahrt, zwischen schroff aufsteigenden, fast ganz kahlen, unbewohnten Felsen, deren Spitzen mit Schnee bedeckt sind; weite Schneefelder glänzen in der Sonne, gefrorene Bächlein ziehen in weissen Fäden die Bergrinnen herab, mächtige Gletscher senken ihr grünweisses Eis bis zum Meere herunter. Die Breite der Strasse wechselt, immer aber kann man bequem beide Ufer bewundern und die Fahrt durch die Magalhaenstrasse ist denn auch der interessanteste Theil dieser Reise. Die Luft ist selbst im December, also dem hiesigen Sommer, rauh genug und die Regenboen, die unsere Reise bislang begleiteten, verdichten sich hier in Graupelwetter.

Am nächsten Morgen zeitig, gegen 2 Uhr, verkündet ein Kanonenschuss von Bord unsere Ankunft in Punta Arenas, der eizigen Ansiedelung an der Magalhaenstrasse. Um 3 Uhr ist es bereits hell und Hafencapitain und Dampferagent (beides Deutsche, wie in vielen chilenischen Häfen) kommen prompt an Bord. Post und Ladung werden gelöscht, letztere be-

stehend in Lebensmitteln und sechs Krupp'schen Bergkanonen mit Munition, von Valparaiso aus dem hiesigen Gouverneur für eine sich kürzlich hier gebildete Nationalgarde geschickt. Punta Arenas ist ein freundlicher, reinlicher Ort von 1800—2000 Einwohnern, zwischen grünen Wiesen und dürftigem Wald am Fusse niedriger Berge an einer breit ausgebuchteten Stelle der Ostseite der Magalhaenstrasse gelegen. Den Hauptverdienst der Einwohner liefert Schafzucht; sodann wird sowohl hier auf der patagonischen Seite, als auch gegenüber auf Feuerland, nach den zahlreichen Vulkanen so genannt, an vielen Stellen, wenn auch in kleinen Quantitäten, Gold gefunden; endlich werden Guanaes- und Seehundsfelle hier gehandelt.

An einem schmucken chilenischen Kanonenboot vorbei, um die breite durch den einzigen Leuchtthurm der Strasse markirte Sandzunge herum, nach der Punta Arenas seinen Namen trägt, geht die Reise nach dreistündigem Aufenthalt weiter, das Land wird auf beiden Seiten immer niedriger, Felsen und Schnee sind verschwunden; mit Ausnahme zweier Engen, an denen die Ufer bis zu einer englischen Meile Entfernung zusammentreten, bleibt die Strasse breit und gegen 2 Uhr Nachmittags kommen wir, Cabo de las Virgenes, das Jungfrauenkap passirend, wieder in den atlantischen Ocean und in sechs Tagen weiterer Fahrt nach Montevideo, in ferneren drei Tagen nach Rio de Janeiro, dessen grossartiges Gesammtbild einen schönen Abschluss der interessanten Reise bildet.

Druck von H. O. Persiehl, Hamburg.

Druckfehler-Verzeichniss.

Seite	2	Zeile	15	statt	visirt — avisirt.
»	2	»	21	»	Officiere — Officieren.
»	3	»	10	»	lief — liefe.
»	5	»	10	»	trieb — trieben.
»	7	»	25	»	Montivideo — Montevideo.
»	8	»	8	»	Nützliche — Nützlichere.
»	9	»	18	»	Panchos — Ponchos.
»	10	»	33	»	gemustertem — gemusterten.
»	11	»	3	»	Schnurbart — Schnurrbart.
»	12	»	34	»	Harquedas — Xarqueadas.
»	13	»	22	»	liegendem — liegenden.
»	13	»	30	»	Lourença — Lourenço.
»	14	»	9	»	Harquedas — Xarqueadas.
»	15	»	12	»	in die Rua y Setembre — in der Rua 7 Setembre.
»	17	»	19	»	Merino — Menino.
»	17	»	20	»	beliebtem — beliebten.
»	30	»	8	»	italienischen — italienischer.
»	31	»	13	»	Conto — Couto.
»	31	»	23	»	Conto — Couto.
»	31	»	30	»	Bogen — Boden.
»	31	»	32	»	niedrigem — niedrigen.
»	32	»	4	»	bedeckten — bedeckter.
»	32	»	29	»	S. Foão — S. João.
»	36	»	9	»	an's — am.
»	38	»	16	»	Harquedas — Xarqueadas.
»	43	»	15	»	Jola de lobos — Isla de lobos.
»	44	»	27	»	sind — ist.
»	45	»	10	»	Holzthürme — Holzthüren.
»	46	»	14	»	treus — trens.
»	54	»	19	»	Liuzamento — Livramento.
»	58	»	1	»	eingerichten — eingerichteten.

Seite	60	Zeile	17	statt	Luxusbäder — Luxusläden.
»	60	»	24	»	Stammpunkt — Sammelpunkt.
»	61	»	30	»	gewisse — gewissen.
»	67	»	2	»	Rundesregierung — Bundesregierung.
»	76	»	19	»	Einwohnerzahl — Einnahme.
»	88	»	13	»	eleganten — elegantem.
»	89	»	18	»	Poncha — Poncho.
»	90	»	24	»	einen — einem
»	91	»	27	»	nachbaut — nachbaute.
»	97	»	16	»	Zanzuela — Zarzuela.
»	101	»	28	»	Gossler — Gessler.
»	110	»	29	»	Harnillos — Hornillos.
»	112	»	29	»	ein — einem
»	112	»	29	»	eine — einer.
»	115	»	16	»	Rancha — Rancho.
»	125	»	2	»	Soldavo — Soldato.
»	137	»	12	»	geschützt — gestützt.
»	139	»	25	»	zusammengefaltenen — einen zusammengefalteten.
»	140	»	35	»	abwechelnd — abwechselnd.
»	143	»	15	»	ihr Geld nicht in — ihr Geld in.
»	145	»	16	»	einen — einem.
»	147	»	18	»	künstlicher — künstlerischer.
»	147	»	18	»	zu — zur.
»	147	»	29	»	Consino — Cousiño.
»	149	»	21	»	den — denn.
»	152	»	3	»	geschmückter—geschmückte.